

VEROBAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 22. Monatl. vier Nummern. Berlin, 1. Juni 1896. Vierteljährlich 2 1/2 Mark. 42. Jahrg.

Da der „Bazar“ vierteljährlich 12mal erscheint, so fällt in jedes Quartal eine Woche, in der keine Nummer ausgegeben wird. Die nächste Nummer 23 erscheint am 15. Juni.

Die Globustrotterin.

Novelle von Emil Roland.

Nachdruck verboten.

Er war Berliner Schriftsteller — nicht aus Beruf — im Gegenteil! Nur zum Zeitvertreib. Ein verzogenes Kind des Glücks, konnte er sich alles erlauben, so auch das Herumtragen auf dem Barnas. Da ihn niemand ernst nahm, warf ihn auch niemand von dort herunter.

Nur eins kummerte ihn oft: ihm fiel fast nie etwas ein. Er saß oft stundenlang vor dem Schreibtisch und wartete, aber kein Gedanke kam — nur Freunde erschienen, die seine vorzüglichen Liqueure probieren wollten. Oft ging er direkt mit der Absicht aus, etwas Beschreibbares zu erleben. Aber merkwürdig! Er fand überall allgemeine Ordnung. Wo er ging, passierte nichts.

Alle diese Uebelstände hinderten aber doch nicht, daß er es jedes Halbjahr zu einem Bande brachte, von dem er sich hundert Verschick-Exemplare in die schönsten Modifarben binden ließ und unter seine Bekannten verteilte. Auf Bällen gab es ihm doch einen kleinen Nimbus.

Eigentlich war er Referendar und Referententenant. Aber diese beiden Sachen schienen ihm als ausschließliche Beschäftigung doch zu alltäglich, darum sein Abschwenken zur Litteratur. Wenn ihm nun gar keine andre Idee kam, so griff er schließlich immer wieder zu dem einzigen Thema, das er zu beherrschen glaubte: er wettegte gegen die Selbständigkeit der Frauen. Auf dem Gebiet ließ sich ja mit ein paar billigen Wigen so ungemein viel ausrichten.

In solchen Stimmungen schrieb er Novellen, in denen die arme Heldin nach anfänglichem Aufschwung zur Individualität immer wieder unter die Knechtschaft des Mannes zurückgezwungen wurde, dessen geistige Ueberlegenheit unumstößlich als Glaubenssatz über allen seinen Schriften schwebte.

Als Motto wählte er jenes Goethe-Wort, das gequälte Mädchenlehrer so gern in das Stammbuch von Schülerinnen schreiben, die ihnen während des Unterrichts hundertmal klar gemacht haben, daß ein Mann überhaupt in Vergleich zu ihnen garnichts ist — das Wort: „Dienen lerne das Weib!“

Die Technik seiner Novellen war immer dieselbe. Er „kleidete ein“. Ein Herr ging aus einer Gesellschaft nach Hause, ein anderer schloß sich ihm an, erzählte plötzlich und natürlich ganz unmotiviert seine intimste Lebensgeschichte oder die anderer Freunde, egal, ob er damit die haarträubendsten Indiskretionen beging. Ein bißchen Landschaft schob er in den Hintergrund; ein paar Aphorismen, die ihm gelegentlich in den Sinn gekommen waren, wickelte er in die Geschichte wie Rosinen in den Teig, wurde zum Schluß tragisch und endete mit der Behauptung, daß alles Elend der Welt nur von dem Selbständigkeitsdrang der Frauen komme.

Dieser junge Mann, der im übrigen groß, hübsch und — außer auf dem literarischen Gebiet — garnicht so unvernünftig war, ahnte eines Tages selber, daß irgend etwas mit seiner Muse nicht in Ordnung sei. Er schob es auf die Berliner Luft, stellte fest, daß seine Muse Bleichsucht habe, packte sich drei Rohrplattenkoffer größter Nummer mit Toiletten- und Schreibgegenständen voll und dampfte eines Nachts gen Italien.

In Rom mußte ihm ja allerhand einfallen!



Elegante Toilette für Ausstellungen, Konzerte u. s. w.

(Beschreibung S. 271.)

Er wußte nicht, daß Rom gerade die Stadt ist, in der dem Fremden in der ersten Zeit am seltensten etwas einfällt. Selbst ein Original muß sich dort anfangs darauf beschränken, nur Resonanzboden zu sein für all die Gedanken und Gefühle, die im Bannkreis Sanct Peters die Lüfte durchschweben. Wie eine geschlossene Phalanx rücken sie gegen die Kommenden an, die großen Erinnerungen der Geschichte. Tausend berühmte Augen schauen dem Epigonen entgegen; wo er tritt, ist historisches Pflaster; wohin er blickt, ragt eine Seltsamkeit; wohin er hört, schlagen fremdartige Laute an sein Ohr, Rufe, Schreie, gemummte Melodien — für alle Sinne eine fremde Welt, die nicht im ersten Moment zu taxieren ist.

Er lief ziemlich ratlos umher. Er fühlte sich verpflichtet, etwas recht Epochenmachendes über Rom zu schreiben — seine Leser erwarteten es ja — etwas, worin die Luft am Liber so recht naturgetreu atmete, schwül, heiß, stoffkornig und doch einlullend in sanfte Träume, während der Zusatz von Weihrauch und Blüten den Träumer erinnerte, daß er im frommen Bannkreis unzähliger Kirchen schlief und im römischen Lenz! Das Buch mußte mindestens so werden, daß jeder Leser zum Schluß ausrief: „Ja, das ist wirklich Rom, das echte Parfüm von Rom!“

Aber den Stoff hatte er noch immer nicht. Sollte er ein Modell von der spanischen Treppe nehmen, z. B. jenes da mit den nachlässig untergestemten Armen und dem gleichgültig gewölbten Lippenpaar? Und etwa einen vorbeiwandernden Engländer sich darein verlieben lassen? Oder Jähzählung daraus machen und es selber thun — das Verlieben nämlich? Oder eine Lebensgeschichte des jungen Taugenichts zusammenphantasieren, der mit Knopflochweilchen und fischem Sitz seiner zerlumpten Jacke an der heiligen Pantheonpforte Walzer trällerte, mit den Augen rollte und Trinkgelder ergaunerte? Oder die schönen Amerikanerinnen des Grand Hotel beschreiben in ihrer überseeischen Eleganz mit den ruhevollen Stirnen und süßlichen Herzen und den famosen italienischen Prinzen zwischen sie hineinsinken lassen, der nachmittags auf dem Pincio mit papageifarbenen Kutschern so fürstlich blasirt spazierenfuhr?

Ach nein, es war alles nichts. Er hatte Rom überschätzt. So schnürte er sich eines sonnigen Morgens ein kleines Gepäckstück — er wollte sein Glück einmal à la Handwerksbursche versuchen — zog seinen vertragensten Anzug an, setzte einen verwogenen Filzhut auf die noch sehr blasse Großstadtkirne und löste sich eine Fahrkarte nach Palestrina. Durch die morgenschöne Campagna, die ihm aber noch nichts zu sagen hatte, dampfte er dem römischen Gebirge zu.

Da stieg es vor ihm auf, grau und steil hingebaut, an die helle Bergeslehne gelagert wie ein düstres Bildnis in lichtem Rahmen, ernst und melancholisch, ja, trotz fast in seinem schwindelfreien Ragen am Abhang, aber von einer Sonne angestrahlt, die ihren goldenen Schimmer über die grauen, ärmlichen Häuser gleiten ließ, bis sie gastlich ausfahlen wie tragische Menschen-gesichter, die ein Lächeln durchleuchtet — Palestrina!

Ein hohes Kastell darüber, in stolzer Einsamkeit auf dem Felsen ruhend, uralte Cyclophenmauern, verfallene Paläste, die zwischen dem Barackengewirr in seltsamer Größe aufragten, Gärten, aus denen ein Reichthum südlicher Bäume und Büsche

hervorgrünte, und zu Füßen der Stadt unzählige Nebelgäule, aus denen zarte, süße Düste in die heiße Stunde drangen, eine Vigna neben der andern, von den Mauern hinabflatternd zur Ebene in das Thal des Sacco hinein, der silbern aus dem blauen Dunstschleier bligte, endlose Nebengewinde, bis zu den alten Trümmern der Kaiservillen strebend, den letzten, armen Resten verunkelter Marmorpracht.

Und ein Hauch von Größe über der Gegend, von historischem Nimbus, von Schönheit, und eine Stille, vom Atem keines Windes gestört, kaum vom Schwanken der Blätter. Bewegunglos ragten die Pinien in die Bläue, kein Mensch, der mit ihm wanderte, er allein auf dem langen, gewundenen Pfad, der stadtwärts führte. Und mit jedem Schritt, den er weiter dieser verfallenen Romantik entgegen that, wurde es ihm sonderbarer zu Mute, gerade so, als schreite er aus seiner Gegenwart heraus, rückwärts in eine andre Zeit, die eigentlich längst vergangen war und von Rechts wegen nur mehr in die Geschichtsbücher gehörte, die sich aber zu günstigen Zeiten doch noch einmal heraufbeschwören ließ: in Frühlingstagen, wenn der Wein blühte.

Nun empfand er mit einemmale, was er schon vor einer Woche erwartete, als er in die Halle des römischen Bahnhofes einfuhr, und was damals schweigend und nicht emporspringen wollte auf der Leiter seines Gefühls: die Wonne, über den heiligen Boden Latiums hinzuschreiten zu dürfen, das Glücksgefühl, dort zu sein, plötzlich aus dem engen Menschenleben heraus Sphären sich öffnen zu sehen in ungeahnte Paradiese.

Er jauchzte laut auf, und dann lachte er über sich. Plötzlich fiel ihm ein, daß er noch vor zehn Tagen um dieselbe Stunde im Grunewald in seiner Droschke herumgefahren war, nervös und mißgestimmt, weil seine Novelle nicht „werden“ wollte, blasfem und ärgerlich gegen alles, gegen das schwache, erste Baumgrün, das sich so stümperhaft an den dünnen Stämmen versuchte, gegen das Butterbrotpapier am Wege und das sonntägliche Kindergeschrei der Familienausflüge.

Und heute hier? Er sah der alten Stadt fragend in das graue Antlitz. Ihm war, als kämen ihm hundert Gedanken. Ja, hier wollte er bleiben, arbeiten, denken.

Der Weg wurde steil. Nun kam ein altes Thor; in der Mitte prangte, riesengroß und halberbrockelt, das Wappen der Barberini; enge Häuserreihen, Frauen an den Schwellen, schöne, großgewachsene, schmuckige Frauen, zahllose Kinder mit dunkelschwarzen, sehnsüchtigen Augen, bettelnde Stimmen, freischende, melodische Stimmen, hundert kleine, ungewaschene Hände, die sich seinen Soldi entgegenstreckten, ein Gemisch von Schönheit und Armut, von landschaftlichem Reiz und irdischem Schmutz. Zuweilen ein plätschernder Brunnen, aus dem das Wasser der Sabinerberge kristallhell in die dumpfe, enge Luft der Gasse hervorschoß, so frisch und sprudelnd wie ein Gruß der Gesundheit an das Elend — plötzlich Marmorsäulen, unvermutet aufstrebend an einem Hause der Armut, herrlich verjüngte Säulen von korinthischer Schönheit, steinerne Zeugen aus den großen Tagen des alten Präneste, da noch die Stämme Italiens zu dem berühmten Drakel seiner Fortuna in Scharen gewandert kamen. Und das alles in der heißen Sonnenglut des italienischen Frühling!

Er ging im Traume dahin, so wie man in Kinderträumen nachts in den verwunschenern Städten zu wandern meint, die man aus Märchen kennt.

Schließlich that er aber doch etwas Alltäglichen; er winkte einen Jungen herbei und ließ sich von ihm zum Hotel garni führen, zu der Witwe, die in seinem Bäderverzeichnis stand und die drei Treppen hoch über Dächern und Gassen thronte.

Eine Witwe! Wenn sie nur einigermaßen passabel war, konnte er sie gleich verwenden. Denn daß er etwas über Palestrina schrieb, stand ihm bereits fest. Der Knabe neben ihm mußte auch hinein! Allein schon wegen seiner Augen! Welche Augen waren das — düster, abgrundtief, langbewimpert — ach, hätte er sie ihm doch abkaufen können! Was für ein Unheil ließe sich in einer einzigen Berliner Saison mit solchen Augen stiften! Niemand hatte solche Augen an der Spree, und hier strahlten sie zu Hunderten. Wo nur die Natur all die schwarzen Diamanten hernimmt!

Der Knabe rief die „Bedova“ herbei — nein, für seine Novelle war sie nichts. Aber nach Gutflohen sah sie aus, und reinlich schien sie ebenfalls zu sein, Italiens bescheidenen Maßstab angelegt.

Den Dictionär in der Hand, radebrechte der junge Fremdling ihr seine Absichten vor. Ob sie für ein paar Tage ein Zimmer habe? — Jawohl, die zwei großen wären zwar besetzt, aber die beiden kleinen noch frei.

Er schickte den glücklichen Besitzer der schönen Augen nach seinem Handgepäck ab, ließ sich Landwein kommen und schwang sich auf das Fensterbrett, wo er es sich neben einigen Myrtenstöcken bequem machte.

Welche Aussicht! Unten die Dächer Palestrinas in schwärzlichem Wirrwarr, dann die grünen, perspektivischen Linien der Weinberge, der schimmernde Streifen des Sacco und gegenüber das Volksergebirge, die schön gezogenen Umrisse in zitterndem Blau verschwimmend, im Mittagstraum der Campagna. . . Und der Gedanke an die Weltgeschichte, die vielhundertmal durch das Thal des Sacco, über die Rämme dieser Gebirge nach Rom geschritten war — Krieger des Marius, Streiter des Sulla — an die großen Gestalten der Cäsaren, die ihre lustigen Willen über den Gräbern besiegter Soldaten gebaut hatten, während das Drakel der Göttin und die preisenden Lieder des Horaz über den heiligen Boden klangen; dann das Tubengelächter der Colonna, die streitbaren Scharen kriegerischer Päpste, ein wildes, schwertdurchrasseles Jahrhundert, Friedlosigkeit und Zerstörung — stille Jahrzehnte und plötzlich noch einmal der Schimmer der Größe um das verlassene Präneste, der weit hin schallende Klang der Choräle Palestrinas, des berühmten Kindes der Stadt.

Und nun alles still — die Vergangenheit nur in Trümmern und Sagen lebend, zuweilen noch in alten Münzen und Eisten aus dem grauen Erdboden blitzend oder plötzlich als Schönheit unter den Spatenstichen der Forscher aus Licht steigend wie der marmorne Antinous Braschi aus der Villa des Hadrian.

Er ließ all die Bilder an sich vorüberziehen, vom Bäderker angeleitet, dem unentbehrlichen. Wer hätte auch ohne den sein Blicken Wissen genügend beieinander, um gleich an Ort und Stelle orientiert zu sein? Und wer auf italienischem Boden nicht das Vergangene neben dem Gegenwärtigen zu erblicken vermag, der bleibe nur gleich jenseits der Alpen!

Das war ihm ganz klar. Er trug diesen „Gedanken“ sofort in sein Notizbuch ein; irgendwo wurde er dann in die Novelle passend eingeklinkt.

Den Hintergrund hatte er also, nun fehlte nur die Heldin. Mit den beiden Töchtern der Bedova war es auch nichts. Solche Strunzwelken zu idealisieren, dazu war seine Muse zu vornehm. Er hoffte auf die Besetzung der beiden größeren Gastzimmer. Daß es deutsche Damen waren, hatte er herausgebracht. Für weiteres reichte sein Touristen-Italienisch trotz des Dictionärs nicht aus.

Auf dem Frühstück lag ein Bedek — für das Frühstück um ein Uhr; auch das wußte er. So ließ er für sich gegenüber decken und wartete auf dem Fensterbrett der Bedova der Dinge, die da kommen würden.

Damen sind immer unpünktlich!

Wahrhaftig, da hatte er heute schon den zweiten „Gedanken-Splitter“ fertig. Die Muse war entschieden bei guter Laune.

Endlich kam die Partnerin aber doch — plötzlich aus der Nebenhür, ohne daß er vorher Schritte gehört. Er fuhr fast ein wenig zusammen. Sie streifte ihn eine Sekunde, nickte flüchtig zu seinem Gruß, setzte sich mit ungerührter Miene und aß die Brotsuppe, mit der er bereits fertig war.

Etwas Besonderes ereignete sich keineswegs. Er stellte sich in den Landwein vertieft, schielte aber gründlich zu ihr hin. Er hatte unbedingt das Gefühl, als müsse ihm in der Romantik von Präneste sein Schicksal über den Weg gehen.

Sie sah leidlich jung, leidlich hübsch, leidlich intelligent aus — also ein ganz leidliches Schicksal, ja, als sie eine Sekunde aufschah, überlegte er das dreimalige leidlich sofort in „sehr“. Sie gefiel ihm; nur erwartete er Bedeckung für sie in irgendwelcher Gestalt, denn für Alleinsein war ihm dies Auftreten viel zu selbständig. Die hätte nur seine Tochter sein sollen: eine Mutter voran, eine Tante hinterher — anders hätte er diese braunen Augen und das hübschgebrannte dunkle Lockenhaar überhaupt nicht an die Luft gelassen!

Er goß ihr Landwein ein. „Sie verzeihen“, sagte er, „daß ich hier den Wirt mache, aber für zarte Frauenhände ist diese Miesen-Bottiglia entschieden zu groß und schwer.“

Sie nickte dankend und nahm ihm das Glas aus der Hand.

„Sie reisen allein?“ fragte er rasch, wohlbewußt, daß er etwas schnell persönlich wurde. Aber schließlich — in Palestrina!

„Mit Jungfer“, entgegnete sie kurz. „Natürlich, wie konnte ich fragen! Daß sich eine junge Dame von Ihrer — Verfassung allein ins römische Gebirge getraut —“

„D bitte“, unterbrach sie, „Mut hätte wohl nicht viel dazu gehört, um ein paar Tage hier allein bei der Bedova zu wohnen, zumal Palestrina Bahnstation ist — ich nahm meine Jungfer nicht mit, um meine Selbständigkeit zu verfehlern, sondern nur, weil ich mir abgerissene Stoffhosen und Stiefelknöpfe nicht gern allein annähe und beides hier auf dem antiken Pflaster so gefährdet ist.“

„Ich habe keineswegs Kritik üben wollen“, lächelte er, „Sie thun ja auch natürlich nur, was Ihr Herr Gemahl billigt.“

Da veränderte sich plötzlich ihr Gesicht. Sie zog die dunklen Augenbrauen in die Höhe, sah mit einigemal mehrere Jahre älter aus und sagte scharf: „Ich finde, daß Sie enorm neugierig sind.“

„Parдон“, verteidigte er sich, „in Palestrina! Im übrigen bringt das auch mein Metier mit sich, denn ich bin Schriftsteller.“

Sie sah ihn interessiert an. „Schriftsteller? Und aus Berlin, wie mir der Tonfall Ihrer Worte verrät? Das ist ja eine große Chance für mich — am Ende haben Sie einige Ihrer unsterblichen Werke bei sich und versorgen mich mit Lektüre für die Nachmittagsstunde.“

Sie sagte das alles so gutmütig und heiter, daß er sofort aufstand und ein paar rote Bände aus seinem Gefäß holte.

Wie prompt, dachte sie, doch solch ein reisender, deutscher Dichter seine Leser versorgt! Er hat scheinbar alle seine Meisterwerke im Handkoffer mit.

Sie fragte die abdeckende Bedova, wie lange denn der Fremdling zu bleiben denke?

Zagelang. Sie seufzte. Wenn man idyllische Einsamkeit sucht und einem plötzlich eine moderne Menschenausgabe aus der aufgeklärtesten Stadt der Welt durch den Plan läuft!

Er legte zwei rotgebundene Goldschmittbände vor sie hin, betitelt „Männerrechte“ und „Falscher Kurs“ — die Titel mit Nischenlettern darauf gedruckt, ein Pseudonym darunter, das nach Winnefang und Mittelalter klang.

Sie konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. „Ich danke“, sagte sie, „ich werde die Bücher lesen, sobald ich Zeit habe — heute habe ich freilich keine mehr.“

„Keine Zeit? Hier in Palestrina — ich glaube, hier stände die Zeit überhaupt still.“

„Man kommt doch wohl nur zu bestimmten Zwecken hierher, nicht wahr?“

„Ah, ich weiß, Sie sind Malerin?“ rief er.

„Ja“, entgegnete sie zögernd, „ich skizziere hier ein wenig — nach der Natur.“

„Ich bin sehr neugierig —“

„Das weiß ich, aber zu sehen bekommen Sie doch nichts,“ fiel sie ihm ins Wort. „Unfertige Sachen zeige ich nicht. Uebrigens möchte ich gleich noch eins bemerken: wir sind beide zum Arbeiten hergekommen, Sie zum Schreiben, ich zum Skizzieren — machen wir also feste Satzungen, was unsre Zeit betrifft. Jeder muß die seine unbeschränkt für sich haben. Kümmern wir uns nur während der Mahlzeiten umeinander, und während der übrigen Stunden behandelnd wir uns gegenseitig als Luft. Wir wollen uns doch nicht unbequem werden, nicht wahr?“

„Aber ich darf Ihnen doch den Farbenkasten auf Ihren Studienwagen tragen?“ fragte er.

„Das thut meine Jungfer —“

„Oder den Feldstuhl?“

„Ich arbeite heute auf meinem Zimmer!“ Damit schnitt sie seine Bitten ab. „Und nun auf Wiedersehen heute abend — bis dahin ignorieren der gegenseitigen Existenz!“ Sie griff nach seinen Büchern.

„Wenn ich mich von Ihnen lesen lasse, müßten Sie sich aber auch von mir befehen lassen —“

„Das haben Sie bereits genügend gethan,“ versetzte sie, nahm die roten Bände und ging.

Die Thür schloß sich unerbittlich. „Una bella Signora,“ sagte er zur abdeckenden Bedova.

„Signora? Chè — Signorina!“ entgegnete die Bedova. „Signorina sicuramente.“ Leider war sein Italienisch zu Ende — aber das Wort „Signorina“ hatte ihn doch beglückt. Allerdings, für eine Signorina war sie etwas zu selbständig, hm, aber das konnte ihr ja abgewöhnt werden. . .

Den Nachmittag verschlenderte er in den Gassen Palestrinas. Er geriet dabei an das armselige Haus, in dem der große Tondichter geboren war; eine bröckelnde Mauer mit unregelmäßigen Fenstern von blindgewordenem Glas, ein alter, dunkler Hof und ein überhängendes Geländer, von dem bunte Wäsche herabflaggte, von oben hereinleuchtend des Himmels blauer Klar und, aus unsichtbarem Winkel erklingend, ein trauriges, langgezogenes Nitorne. Die Tafel am Hause das einzig Neue und Helle — und doch begriff er, wie aus der Armut dieser dürftigen Umgebung heraus ein Talent seinen Götterflug zu nehmen gewußt, wie unter der düstern Schicht gemeiner Wirklichkeit es hier in einer Menschenseele zu tönen begonnen hatte.

Gestern hätte er nichts davon verstanden, sich nur an die geniale Unordnung gestoßen, die in dem grauen Bergwerk ihr Scepter schwang; heute ging er mit rosigter Brille dahin, da er in jedem Gäßchen seinem „Stoff“ begegnete konnte.

Umsonst. Sie erschien ihm erst zum Diner wieder, und von dem, was sie inzwischen vorgehabt, gab sie keine Nachricht. Er fragte sie vergebens aus.

„Man sollte meinen, Sie wären bei der Volkszählung angestellt,“ sagte sie zuletzt, „Sie sind der reine Fragebogen.“ „Sie müssen einem Autor das psychologische Interesse zu gute halten.“

„Ah so — Sie wollen mich verarbeiten? Nur zu — ich bin litterarisch noch unverbraucher Rohstoff.“ Dabei glitt ihr Blick ein wenig hinterlistig über sein Gesicht, aber nicht ohne Wohlwollen, denn er sah sehr schlank und jugendlich da, von dem Abendlicht freigebig und kleidsam angestrahlt — und sie, wie man es allen klugen Frauen nachsagt, hatte ein großes „faible“ für hübsche Gesichter.

Er kassierte ihr Wohlwollen mit gewohnter Schnelligkeit ein; die Wirkung, die er machte, entging ihm nie.

„Ich muß Sie noch gründlicher studieren, Signorina,“ sagte er.

„Und ich werde bestrebt sein, mich von meiner besten Seite zu zeigen,“ lächelte sie. „Aber nur das Augenblickliche unterliegt Ihrer Kritik, denn mit biographischen Notizen gebe ich mich nicht ab.“

„Ah, ich hoffe, Sie würden mir zum Dessert Ihren ganzen Lebenslauf erzählen?“

„Halten Sie sich lieber an die Drangen.“

„Nur Ihren Namen, den Vornamen meine ich —“ „Erst recht nicht! Vorstellungen bei flüchtigen Reisebekanntschaften sind Noniens. Solchen Moment-Kameraden gegenüber gilt für mich die Liedstrophe: ‚Fremder, einen Namen wirst du tragen, aber diesen wissen will ich nicht! —“

„Sie sind sehr hartherzig.“

Sie lachte. „Wenn Sie so auf Personalangaben brennen,“ sagte sie, „sollen Sie eins wissen, mein Alter. Ich bin zweiunddreißig.“

„Unmöglich!“

„Aber gewiß. Ist denn das ein so horrendes Alter, daß Sie so erschrecken? Ich dachte, der Fall käme öfters vor, daß ein Mensch zweiunddreißig Jahre alt ist. In fünf oder sechs Jahren erreicht Sie vermutlich daselbe Schicksal —“

„Sie übertreiben!“

„Nein, ich schwöre!“ lachte sie. „Und ich bin sogar sehr glücklich über diesen Umstand. Nur das Uebergewicht der Jahre schützt unsereins vor den faden Galanterien, die der jüngere Teil der reisenden Menschheit männlichen Geschlechts uns so genohheitmächtig auf die Pfade zu streuen liebt —“

„Aber wer nicht aussieht wie seine Jahre —“

„Der sollte eben die Jahreszahl seines Geburtstages auf der Brosche tragen, um Mißverständnissen vorzubeugen; sonst ist es ja fast ein Unglück, sich lediglich zu konfervieren.“ Sie seufzte.

„Schenken Sie mir diese Wendungen auch für meine Novelle?“ fragte er. „Ich finde, Sie haben eine Art, sich auszudrücken, die nicht ohne ist.“

„Mit Ihrer Berliner Wendung ‚nicht ohne‘ würde ich mir meinen Sagbau jedenfalls nie verpfuschen,“ wandte sie ein. Er erröte. „Und ich würde, wenn ich eine junge Dame wäre, jedenfalls nicht so mokant sein.“

Sie sah ihn erstaunt an.

„Parдон“, stammelte er. Ihr Blick zähmte ihn sofort.

„Das Mokantsein ist mir angeboren,“ entgegnete sie dann gelassen. „Mein Vater war schon durch sein schneidiges Mundwerk berühmt —“

„Eine Erbtugend also?“

„Ja — oder Familiengebrechen. Meine Mutter führt übrigens auch eine gute Klinge, wenn sie spricht — also von beiden Seiten erblich belastet.“

„Dann müßte Ihre Familie ja eine Fundgrube für einen Autor sein.“

„Raum“, entgegnete sie nachdenklich. „Wir sind keineswegs Spezialitäten — wir sind nur Durchschnittsausgaben einer ganz bestimmten Art.“

„Und die wäre?“

„Sie sehen mich so erwartungsvoll an,“ lachte sie, „als hofften Sie auf einen Effekt wie in der Iphigenie: ‚Nimm, ich bin aus Tantalus' Geschlecht.‘ Bei uns klingt die Sache weniger tragisch. Wir stammen nämlich aus dem Geschlecht der ‚Globetrotters.‘“

„Wie?“ fragte er.

„Nun ja, wir reisen beständig auf dem Globus herum. Eine feste Heimat haben wir nicht, d. h. man könnte sagen: der Schlafwagen, der Ozean-Steamer oder das Grand-Hotel sei unsre Heimat. Von den Erdteilen kennen wir fünf, da es leider nicht mehr giebt, und wenn wir zitieren: ‚Islandisch‘

Moos im Norden pflückt' ich auf Felsenpalmen — Mit Palmen auf südlichen Borden hab' Zwiegespräch ich gehalten — so lügen wir damit nicht. Der Begriff der Entfernung ist uns Weltbummlern längst abhanden gekommen. Die Quellen des Nil scheinen uns ein kleiner Ausflug, so etwa wie dem Berliner Treptow oder die Bickelsberge, und Jerusalem und Chicago liegen für unsre Augen nur einen Raßensprung voneinander —

„Und ein solches Wanderleben befriedigt Sie?“
 „Vollkommen. Nur eins habe ich an der Weltordnung auszusagen: daß der Globus zu klein geraten ist.“

„Und Ihre Eltern?“
 „Sind vorderhand in Kairo. Afrika amüsierte mich aber nicht mehr, da machte ich eine kleine Spritztour nach Rom.“

„Wenn Sie die Welt von allen Enden kennen, was müßten Sie erzählen können!“ sagte er beneidend.

„Das läßt sich in wenigen Worten machen,“ entgegnete sie. „Also: das klügste Volk sind die Japaner, die elegantesten Erscheinungen sah ich unter den Nüthern des Orients, die ungeschicktesten Lebenskünstler findet man in Deutschland, Chicago ist eine Enttäuschung, Australien langweilig, der großartigste Anblick ist das Nordlicht auf Spitzbergen, das schönste Land auf Erden bleibt aber doch der italienische Stiefel, und der einzig glückliche Mensch, der mir vorkam, war ein Schuster auf Capri.“ Sie stand auf. „So, da haben Sie einen Beweis, wie tiefgründig eine Globustrotterin erzählen kann — und nun buona sera!“

Sie wollte am Fenster vorübergehen, blieb aber wie gebannt stehen. Auf dem Gebirge lag Rosenglut, und dieselben untergehenden Sonnenstrahlen, die diesen magischen Schimmer ausgoßen, vergoldeten in der Ferne, weit hinter dem Einschnitt der Berge sichtbar, einen lichten Zauberstreifen, die Linie des Meeres.

Sie deutete mit der Hand hin. „Das ist die Gegend,“ sagte sie, „wo Circe noch heute die alten Lieder singt — Odysseelandschaft, aber der liebe Gott verstand es noch besser als Peller.“

Er war aufgesprungen. Frau Circe kümmerte ihn wenig; er sah nur die Sprecherin an. Ihr Blick glitt auf die nahen Dächer, die schon im Schatten lagen.

„Haben Sie schon das Geburtshaus Palestrinas besucht?“ fragte sie plötzlich.

„Ja, vorhin.“
 „Sehen Sie, das hätte ich Ihnen garnicht zugetraut —“
 „Warum nicht?“

„Ich hielt Sie für viel zu nüchtern dazu,“ sagte sie mit sanfter Stimme, nickte kurz und ging eilig davon.

Er setzte sich an den Tisch zurück, goß sich noch ein Glas des hellroten, „eingeborenen“ Traubenblutes ein, zog dann sein Notizbuch vor und schrieb jedes Wort nieder, das er behalten hatte.

„Alles vortreffliches Material,“ sagte er sich. „Geben nur die alten Götter Roms, daß ich bis zum Schluß recht objektiv zu der Sache bleibe.“

Dann grübelte er über den Titel nach: „Das Mädchen von Palestrina“, zu abgebrauchte Wendung — richtig, nun wußte er's: „Die Globustrotterin“.

„Zimmer schon etwas, den Titel fertig zu haben!“

Den nächsten Tag litt er an Sehnsuchtsqualen. Sie erschien nicht zum Frühstück — niemand wußte, wo sie war.

Er suchte sie überall: im Garten Barberini, dem schattenvollen, wo sich taufend gelbe Blumen um gestürzte Säulentrümmer drängten und ein zerklüftener Wassergott melancholisch auf dem vergessenen Brunnen thronte, vor dem großen Mosaikbild des Palazzo, auf dem Griechen und Ägypter mit den Tieren des Nil friedfertig einherwanderten — keine Spur.

Wo war sie? Weshalb war sie überhaupt hier? Nur des Malens wegen? Nicht am Ende aus ganz andern Gründen? Stah irgendwo ein Geheimnis? ...

Nachmittags, als die Schatten schon länger wurden, stieg er zum Kastell hinauf: armselige Häuser, steile Pfade, dann die halbverfallene Fortezza, einjam und malerisch, die letzten, friedlichen Reste eines alten Kriegsmärchens, mitten in den Ruinen auf riesigem Felsblock, ein kolossales, blondes, strickendes Mädchen — ihre Jungfer. Ah, endlich eine Spur!

Er trat sofort auf sie zu. „Ob das ein Strumpf würde?“

Und er deutete auf das schwarze Etwas in ihrer Hand.

Zwei erschrockene Augen sahen ihn an, aber Antwort kam nicht.

„Wo ist die Signorina?“ forschte er auf italienisch, dann französisch. Hiernit war sein Sprachenschatz aus, und er fragte, ins Deutsch zurückfallend, etwas unwirsch, ob ihr etwa befohlen sei, nicht zu antworten?

Da lagte es plötzlich dicht an seiner Schulter, und wie er sich umwandte, stand auf den Trümmern der alten Colonna-mauer die Gestalte hinter ihm, wie aus der Erde hervorgehoben, mit etwas zerzaustem Haar, ein paar Bücher in der Hand und triumphierender Miene.

„Und dabei heißt es, die Frauen wären das neugierige Geschlecht!“ sagte sie und hob drohend den Finger. „Ich rate Ihnen: verängstigen Sie mir meine arme Jungfer nicht! Die versteht alle Ihre Sprachen nicht, falls Sie nicht Graubündner Deutsch zur Verfügung haben. Wollen Sie etwas wissen, so müssen Sie schon mit mir verhandeln. Ich gebe gern Auskunft — ja, das da wird wirklich ein Strumpf.“

Er ärgerte sich, ertrappt zu sein und verbar es hinter einem Achselzucken. „Auf Studienfahrten ist alles erlaubt,“ sagte er.

Sie sah von der hohen Mauer auf ihn nieder. Ihre Gestalt stand groß und dunkel gegen die Helle wie ein in Lüften schwebendes Bild. „Ist wirklich auf dem Gebiet allen alles erlaubt?“ fragte sie. „Ach, beschwören Sie mir doch diese Thatsache! Wer den andern ausporcht und nachher beschreibt, der ist kein Sinder?“

„Das ist Dichterfreiheit!“ entgegnete er und beschwor, was sie wollte.

„Sie haben zwar nichts Gutes verdient,“ sagte sie. „Aber wir wollen einmal großmütig sein — steigen Sie hier herauf — so — und nun, über die alte Schießscharte weg — und hier unter die Steineichen! Und nun sagen Sie mir: was ist schöner, das Berliner ‚Vinden‘-Pflaster oder diese Aussicht hier?“

Sie wies auf die weite Campagna, die von den dunklen Baumzweigen eingerahmt herausblaute, ein unermeßliches Hügelmeer sanfter Linien, in zarte, durchsichtige Farbenschleier gehüllt — träumerisch, poesievoll, wie die Verkörperung eines Liebes, einer süßen, elegischen Melodie. Am Horizont der Soratte, der felsam geschwungene „Totenwächter der Campagna“. Unten Sanft Peter, die heilige Niesenkuppel der Weltkirche. Links das Meer und die Gebirge — alle Herrlichkeit der Erde ausgeschüttet auf eine Fläche, die das Auge mit einem einzigen Blick umfassen kann

Sie saßen nebeneinander auf der Mauer — schweigend. Er dachte allerlei durch. Dann kam er bei dem Glücksbegriff an, und der Caprezer Schuster fiel ihm ein, von dem sie gestern gesprochen.

„Gottlob!“ sagte sie, „daß Sie mit so etwas kommen und nicht mit einer banalen Alltagsphrasen über schöne Gegend. Ich sah wie auf Kohlen, aus Furcht davor. Denn so etwas wirkt angezogen auf die heiligen Landschaft ohrfeigenhaft.“

„Sie haben mich auf die Probe gestellt?“

„Und weil Sie sie bestanden, sollen Sie nun die Geschichte vom Caprezer Schuster hören. Das heißt: eine Geschichte ist es garnicht, höchstens ein Momentbild — ein Stillleben innerhalb vier ärmlicher Wände, die reine Bude, hingelehnt an den steilen Fels von Anacapri, an dem die lange Serpentinenschiffahrt sich hinwindet. Die geht so schrecklich umständlich immer hin und her, aber die steilen Abfzungsstrecken führen um so geschwinder hinauf, und an solch einem kleinen Schwindel-ausflug wohnte der Calzolaio. Er war jung, hübsch und besohlte Stiefel, immer an der offenen Thür sitzend vor der schönsten Aussicht der Welt. Wahrhaftig, der hätte mit mehr Recht als tausend Hoteliers das Wort ‚bella vista‘ über seine Pforte schreiben können. Der Mann war glücklich — nicht, daß er es vielleicht als besondere Schicksalsgunst empfand; er nahm es hin wie ein selbstverständliches Gefühl, und als ich ihn einmal fragte, warum er es denn sei, hob er den zerrissenen Stiefel, sagte verwundert: ‚ma —!‘ und deutete auf das Meer. Ich wußte nichts darauf zu sagen und bedauerte nur den ganzen Tag, daß ich nicht Solon war und mir kein Krösus mit der historischen Gewissensfrage in den Weg kam; denn dann hätte ich gleich mit dem Caprezer Schuster aufgewartet. Er ist der einzige Mensch, den ich zuweilen beneide. Dies blaue, beruhigende Meer, weiße Segel darauf, lichte Vorgebirge aus der Flut steigend, Sorrent, Analfi, Pästum — und weiter hinaus Sizilien, und alles so himmlisch abgetönt, so erhaben in seiner klassischen Ruhe...“

Sie stützte den Kopf in die Hand. „Aber hier oben Schuster zu sein, thäte vielleicht daselbe...“

„Ich bin mir nicht klar darüber,“ wandte er hastig ein, „weshalb ich mich in diesem Augenblick so glücklich fühle — ob es die Campagna allein thut — oder —“ Er griff nach ihrer Hand.

„Bitte,“ rief sie erzürnt, „keine Uebergriffe! Das wäre es gerade, was mir das Jdyl von Palestrina verleben könnte — ein Courmacher! Da hätten Sie wahrhaftig lieber unter Ihren heimischen ‚Vinden‘ bleiben sollen! Sie haben die Geschichte von dem Schuster garnicht verdient.“

Er sprang auf. „Glauben Sie etwa, ich lüge?“ fragte er beleidigt.

„Ich glaube, Sie phantazieren! Das wäre ja auch nur beruhsamäßig, da Sie ein Autor sind. Sie wollten vermutlich eine Scene probieren.“

Er sah sie flammenden Blickes an. „Ich merke,“ sagte er, „was ich schon von Anfang an fürchtete, Sie gehören zu den modernen Frauen, zu jenem Typus, den ich immer bekämpft habe in Rede und Schrift —“

„Halt!“ fiel sie ihm ins Wort, „da wir gerade auf das Thema kommen — in Ihren Schriften ist jede Frau verzeichnet. Sie verstehen sich überhaupt nicht auf unser Geschlecht. Sie sehen die Frauen von heute mit den Augen einer längstvergangenen Epoche an und sehen sie daher schief und falsch, weil man durch alte, verstaubte Brillen niemals richtig sieht. Sie nehmen jede Ueberlegenheit für Ihr Geschlecht in Anspruch und gönnen nicht den kleinsten Gran davon einer Frau. Und Ueberlegenheit ist eine Sache, die bewiesen werden muß! Nun wohl, wir können ja beide Beweise erbringen, in Konkurrenz treten — Konkurrenz ist ja auch ein so oft mißhandeltes Schlagwort in Ihren Novellen — wenn Sie wollen?“

Wie sie ihm in ihrer sprudelnden Manier all diese kämpferischen Worte entgegenwarf, als Hintergrund die Schießscharten der Festungsmauer, den rechten Fuß auf die ausgesiedelte Kanone gestellt, die im Graje lag, fiel ihm mit einemmal das Bild einer Heiligen ein, die über einen venezianischen Kirchenaltar geraten war, obgleich Palma vecchio sie für eine Artillerie-täjerne gemalt hatte — es war, als posierte sie jetzt für solch ein Bild, so majestätisch stand sie vor ihm. Aber aus ihrem sanftgeschnittenen Antlitz leuchtete so viel strahlende Entrüstung, daß sie wohl kaum zu Kirchenzwecken verwendbar gewesen wäre — mehr Kriegsgöttin als Heilige, etwa Schutzpatronin der wilden Colonna.

Er war zornig auf sie gewesen — jetzt wünschte er nur das eine, nicht mit ihr brechen zu müssen. „Den Fehdehandschuh nehme ich auf,“ sagte er, „beantrage aber Waffenstillstand. Streitereien sind hier zwar ortsgemäß, aber ich glaube, die Geister der alten Colonna, die hier zweifelsohne umher-schweben, könnte es doch kränken, daß die Tage der Schwerter-hiebe und Kanonendonner vorbei sind und der heutige Mensch sich an so kampfgewohnter Stelle auf Jungengesechte beschränkt. Und da meine schöne Gegnerin mir augenblicklich zu sehr wie eine jener erbitterten Schloßherrinnen des Mittelalters erscheint, die im Lande Italien so männlich küßn selber in die Schanze stürzten, wenn sie einmal in Rage gekommen waren, so räume ich lieber das Feld, da mir die allzu temperament-vollen Frauen ebenso beängstigend sind wie die allzu modernen! Auf Wiedersehen beim Diner!“

Er grüßte, sprang sehr rasch und elegant über die Mauer und war verschwunden.

Sie hörte ein paar Minuten das steinige Geröll unter seinen Füßen den Abhang hinabpoltern. Ihr Gesicht hatte einen nachdenklichen Ausdruck. „Schade, schade,“ dachte sie, „daß du so schlechte Bücher schreibst! Aber warte nur, die allzu Moderne, allzu Temperamentvolle wird sich rächen!“

(Schluß folgt.)

Der blaue Brief.

Flauberei von Agnes Schoebel.

Nachdruck verboten.

„Doch ist er einmal pensioniert, Er keinen Menschen mehr geniert.“

Schrecken oder Freude bedeutet er im Leben des Stabs-offiziers, jener mächtig große Briefumschlag, der die Farbe des Himmels, des Geheimnisses und — des Militärkabinetts trägt. Was wird er enthalten? Mit Furcht und stiller Angst betrachtet ihn die Familie des gerade im Dienst abwesenden Vaters; mit einem nicht zu unterdrückenden Gefühl von Beklemmung der heimkehrende Empfänger. Was wird der Brief enthalten?

Wohl dem Adressaten, wenn ihm das ominöse Blau zur Farbe des Himmels wird, d. h. das inneliegende Briefblatt Avancement meldet, die Beförderung zur nächsthöheren Charge! Wehe ihm, wenn die blaue Farbe etwas Unerwartetes einhüllt, die Verkündigung des militärischen Abschieds! Vorbei ist's dann mit der Soldatenherrlichkeit, mit dem frischen, fröhlichen Offiziersleben! Der bunte Rock wird ausgezogen, um nur noch am Geburtstage des obersten Kriegsherrn, oder bei Gelegenheit hoher militärischer Festlichkeiten angelegt zu werden.

Ist der „Blaubriefempfänger“ zur Disposition („z. D.“) gestellt, so bleiben ihm noch einige Vorrechte, wie das Tragen der Schärpe, die Befreiung von gewissen Steuern, im Kriegsfalle darf er sich an die Spitze einer Schwadron, eines Bataillons, einer Brigade u. s. w. stellen. Hat er dagegen den Abschied erhalten — ein Ereignis, das gewöhnlich durch die letzte Beförderung verüßt wird — so muß er fortan der Erwähnung seiner Charge das „a. D.“ hinzufügen, so ist also „alles“ vorüber. Bei Festlichkeiten erkennt man ihn an den „Schilberhäutern“, d. h. an den schwarz und silbern karierten Passanten (Cpaulettenhaltern).

Sanz- und klanglos, „scheidet“ er vom Regiment, während er bei Avancement „weggeessen“ wird, um sich dann, mit dem Civilrock bekleidet, ins Privatleben zurückzuziehen, in ein Dasein, das dem gesellschaftlich verböhten, unbemittelten Offizier a. D. häufig seine rauhe Seite darbietet. „Schlichte“ Verabschiedung (ohne Rangeshöhung und Pension), die nur aus ganz „bösen“ Ursachen erfolgt, erschwert das Erlangen einer Civilversorgung bedeutend.

Mit welchen Hoffnungen, mit welcher Lebenslust und Passion für den Soldatenstand war der jugendliche Avantagier einst ins Regiment eingetreten! Mit welch freudigem Gefühl hatte er als Unteroffizier den ersten Gruß eines Untergebenen klingend belohnt! Wie stolze Genugthuung erfüllte ihn, als er endlich „durch Allerhöchste Kabinettsordre zu seiner Charge befördert“ wurde. Im Hochgefühl der Unwiderstehlichkeit war er stundenlang säbelrajelnd in den Straßen umherstolziert, um der staunenden Welt die funkelnagelne Uniform zu zeigen. Am nächsten Tage wurde er dann „begossen“, beim Liebes-mahl, das ihm zu Ehren im Kasino stattfand. Dem jungen Offizier hing der Himmel voller Geigen.

Du fröhliche, selige Lientenantszeit! Noch ist die Verantwortung nicht allzugroß, noch sind die Tage der Rosen. Am unbewölkten Horizont taucht kein Gedanke an drohende Verabschiedung auf. Nur sich herausstellende militärische Un-tüchtigkeit, Schuldenmachen bis zu unerlaubter Höhe, unpassendes Benehmen außerhalb des Dienstes, ehrenrührige Handlungen oder ein hartes Frontvergehen können den Abschied während jener Lientenantszeit veranlassen. Auch wird er dann nicht durch den blauen Brief angekündigt. Der bleibt den Stabs-offizieren (Majoren, Oberlieutenants, Obersten) und Generalen aufbehalten. Dem Lientenant, Hauptmann oder Rittmeister wird die etwaige traurige Mitteilung entweder durch den Obersten persönlich gemacht oder durch den Regimentsadjutanten übermittelt.

Im allgemeinen wird der junge Offizier von den Vor-gesetzten mit milden Augen betrachtet. Er gilt als durchaus „besserungsfähig“. Gelegentliche Bummelleien, Bergeslichkeiten oder Unpünktlichkeiten im Dienst werden ihm nicht weiter an-gerechnet. Er wird ein paar mal „hochgenommen“, „angehaucht“, oder erhält „böse einen reingewirgt“ — damit ist die Sache aus der Welt geschafft. Fröhliche Kommandos zur Reit-, Turn-, Boger- oder Schießscharte, zur Luftschifferabteilung werden meist in der Sekundelientenantszeit absolviert.

Mutter und Schwestern müssen sich inbessin, am Nötigsten zu sparen, um den knappen Monatswechsel des flotten Lientenants nach Möglichkeit zu erhöhen. Das Flottsein kostet gar so viel „Lappen“. Man glaubt's nicht, welche Verpflichtungen das Tragen des bunten Rockes auferlegt! Was die Geselligkeit, die den jungen, schlanken Offizier nur zu gern in ihre Kreise zieht, für Anforderungen stellt! Welche Opfer dem Korpsgeist gebracht werden müssen! Hier und da wird wohl auch ein wenig „gejeut“, man bleibt dem eleganten Sport nicht fern, ein paar unbedeutende Schulden stellen sich ein, und so mancher prachttolle, junge Mensch verstreicht sich dem Teufel in dem Augenblick, da er dem Bucherer die erste Unterschrift leistet. Es kann die Stunde kommen, da ihn die Ehre vor die schwere Entscheidung stellt, ein toter Mann oder ein „Aufgeflogener“ zu werden, die Kugel oder Amerika zu wählen ...

Aber gottlob sind die Fälle, da der junge Offizier auf solche Weise zum Abschied von seinem Stande sich gezwungen sieht, nicht allzu häufig; nicht die Hand des Todes berührt in der Regel seine Schulter, sondern der erste Stern läßt sich darauf nieder. Das Streben wird ernster, die Neben-sächlichkeiten treten mehr in den Hintergrund. Das Kommando zur Kriegsakademie erfolgt, jene dreijährige Unterbrechung des Frontdienstes, „die Döhsentour“. Man treibt fleißig fremde Sprachen und beteiligt sich mit Eifer am „Kriegsspiel“, hofft man doch darauf, in „die große Bude“, das Generalkstabsgebäude, berufen zu werden. Aber der Weg führt meist daran vorbei. Schlimm ist das Abgangszugnis der Kriegsakademie: „Er wird die hier erworbenen Kenntnisse am besten in — der Front verwerten!“ Trotz der kleinen Schlappe ist man ein tüchtiger, befähigter Offizier, der zum Brigade-Adjutanten vorgeschlagen wird.

Inzwischen nimmt die Gesetztheit zu. Der ältere Premier sehnt sich nach der Behaglichkeit eines eigenen Heims. Leider zieht ihn das Herz nicht zu dem fetten Millionärstöchlein, das dem flotten Offizier nur zu gern Hand und Portemonnaie reichen würde, sondern zu dem schlicht erzogenen, anmutvollen Kinde eines höheren Justizbeamten. Schnell ist der Herzens-



Raffael: Die Dame mit dem Schleier.

Bildnis einer Unbekannten, in der man das Urbild der Sixtinischen Madonna sieht. Im Palazzo Pitti zu Florenz.

bund geschlossen. Jeder Einwand gegen die etwas übereilte, unbedachte Verlobung ist vergeblich. Nur die härtesten Opfer, wie Demütigungen vor reichen Verwandten, ermöglichen es dem Schwiegervater, die Caution für den militärischen Bräutigam der Tochter zu stellen.

Durch eine sehr rosigte Brille schaut das junge Paar in die Zukunft hinein. Sparen, knausern, sich diese und jene Ausgabe versagen — wie leicht erscheint das, wenn man es nur vereint thun kann! Aber wie schwer ist's in der Wirklichkeit, sobald das Auftreten nach außen hin standesgemäß sein soll! Zumal wenn die „Kommandeuse“, die Tonangeberin für die jüngeren Damen des Regiments, aus fürstlich reichem Hause stammt und das Beispiel eines verschwenderischen Luxus giebt! Da ziehen trübe, finstere Tage herauf, die selbst die innigste Liebe nicht zu durchsonnen vermag. Und wie der Familienkreis sich erweitert, so wächst die Zahl der Entbehrungen. Es wird hin und her erwogen, ob nicht ein Umthun nach einträglicher Civilversorgung geboten sein dürfte. Aber scheiden aus dem liebgewordenen Stand? Des Königs Rock freiwillig ausziehen? Eine Unmöglichkeit bei näherer Betrachtung! Und weiter wird standesgemäß gedarrt. Man hofft auf bessere Tage nach erfolgtem Avancement.

Der zweite Stern läßt sich neben dem ersten nieder. Der Rittmeister oder Hauptmann rückt allmählich in die höhere Gehaltsstufe auf. Man läßt sich verführen, das Kommissvermögen anzugreifen, um „nur ein einziges Mal etwas aufatmen“ zu können. Aber das „Aufatmen“ wird zu einem Gefühl der Befreiung, das freiwillig anzugeben Helldentum erfordern würde. Zudem stellt die Erziehung der Kinder immer größere Anforderungen an die Klasse der Eltern. Langsam, unmerklich fast, zerschmilzt die Caution, welche einst den Bund eines jungen, glückseligen, nun ernst und trüb gewordenen Paares ermöglichte.

Als nichts mehr vorhanden ist von den schönen, sicheren Staatspapieren, weiß man sich zu trösten. Die höheren Chargen versprechen ja ein Gehalt, das sorgenfreies Auskommen gestattet. Mit froher Sicherheit blickt der nun bereits zum Stabsoffizier Beförderte in die Zukunft, den blauen Brief erwartend, der die Beförderung des Majors zum Oberstleutnant melden soll.

Endlich, nach langem Harren, trifft der Brief ein. Er enthält — den Abschied! Nicht einmal angedeutet (wie das in den meisten Fällen geschieht, damit der Betreffende das Prävenire spielen kann) hat man dem jäh Ueberaschten, was ihn erwartet! „Abgehältert“, einfach „abgehältert“ ist er worden!

Als Stabsoffizier „weggejagt“, wie man sich im Militärjargon ausdrückt, zu werden, ist eine weit figlichere Sache, wie etwa als Hauptmann den Abschied zu erhalten. Der jüngere

Offizier kann sich allerlei Nebenächlichkeiten haben zu schulden kommen lassen, die ihm das Genick brachen. Beim Stabsoffizier gilt als Verabschiedungsgrund fast lediglich militärische Untauglichkeit oder Nichtbefähigung zu höheren Kommandostellen. Ueber die Qualifikation oder Nichtqualifikation des in Frage Kommenden hat der nächsthöhere Vorgesetzte meist allein zu entscheiden. Seinem Urtheil schließen sich wiederum die über ihm Stehenden an, sobald sie selber nicht in der Lage sind, Partei zu nehmen, d. h. den in Frage Kommenden wenig oder garnicht kennen.

Von bitterer Ungerechtigkeit, von größter Härte glaubt sich der Verabschiedete oft betroffen. Hat doch häufig schon die bloße Antipathie eines Vorgesetzten dessen Urtheil getrübt und das Schicksal einer Familie besiegelt. Ausschlaggebend wirkt nicht selten auch die Kritik einer hohen Militärperson bei der Vorstellung des Regiments am Schluß des Frühjahrsexerzierens. Gleichwohl ist man an höchster Stelle bemüht, nach Kräften Gerechtigkeit walten zu lassen, und wenn ein Brigadegeneral (wie schon vorgekommen sein soll), so schneidig gewesen ist, binnen kurzem von acht Majors sechs „wegzufnacken“, dann kann es wohl geschehen, daß dem forschenden Herrn durch den Generalstabschef des Armeekorps in freundlichster Weise die Mitteilung gemacht wird, „daß Seine Majestät zum Frühjahr anderweitig über das Kommando der Brigade verfügt habe.“ Natürlich kam diese Eröffnung dem Betreffenden ebenso unerwartet wie den sechs Majors der blaue Brief.

So schwebt dem Stabsoffizier das Eintreffen dieses ominösen Schreibens stets drohend vor. Hat es einmal den unwiderruflichen Abschied gebracht, so taucht der jäh davon Betroffene in Nacht und Dunkel unter.

Ist das Kommissvermögen noch unberührt, gelingt es dem Verabschiedeten, eine Civilversorgung zu erringen, so ist von vielem — etwas gelieben. Sind jedoch die Aussichten für eine private Anstellung gering, sind gar Schulden vorhanden, so ist aus allem — das Nichts geworden!

Für die Söhne und Töchter, denen der aktive Vater in der Karriere, bei der Heirat außerordentlich viel genützt hätte, kann der pensionierte nichts thun. Blütenden Herzens muß er den Versuchen der standesgemäß Erzogenen zusehen, sich eine Existenz zu schaffen. Und erst wenn der Sohn die Epauletten trägt, schwindet dem Vater der Gedanke an sein eigenes Leid; er träumt von der stolzen, glänzenden Zukunft des neugebackenen Lieutenants und vergißt darüber, daß auch diesen Hoffnungen ein rasches Ende gesetzt werden kann — durch den blauen Brief.



Michel Angelo: Moses.

Marmorne Kolossalfigur am Grabmal Julius II. in S. Pietro in Vincelli zu Rom.

Ueber Bildnismalerei.

Von Georg Buz.

Hierzu fünf Abbildungen.

Nachdruck verboten.

Die Personen, welche Dürer, Holbein, Raffael, Tizian, Rembrandt, Rubens, Van Dyck, Velasquez und andre große Porträisten des 16. und 17. Jahrhunderts dargestellt haben, sind schon längst verwest. Aber trotz alledem erklären wir diese Bildnisse, wenn sich auch die Neulichkeit mit den Dargestellten nicht mehr feststellen läßt, für Meisterwerke, weil sie hervorragende künstlerische Qualitäten besitzen.

Nur ein einziger Blick auf Raffaels „Dame mit dem Schleier“, jenes im Palazzo Pitti zu Florenz befindliche Bildnis einer Unbekannten, in der man das Urbild zu dem Antlitz der Sixtinischen Madonna zu sehen glaubt, reicht hin, um das Genie herauszufühlen. Funken sprühen von dem Bilde zündend in unser Empfinden. Solche edlen und durchgeistigten Züge, solche sprechenden Augen, in denen es in idealer Sehnsucht aufleuchtet, diesen wunderbaren Wiedererschein des Göttlichen vermag nur ein Meister zu schaffen, den der Genius mit seinen Schwingen berührt hat. Oder Raffaels Bildnis des Papstes Leo X. Das Große und Bedeutende dieser Persönlichkeit, die wie eine Leuchte in der italienischen Renaissance da stand und der Kunst wärmenden Sonnenschein verlieh, ist wahrhaft beredt zum Ausdruck gebracht. Man fühlt, daß dieser im Bilde majestätisch und ernst daßigende Mann eine außergewöhnliche Erscheinung, ein Gebieter über Millionen und ein feinsinniger Mäcen war. Was will gegenüber diesem Eindruck besagen, ob die Züge jenen des menschlichen Urbilds auch ähnlich sind! Es genügt vollkommen, daß die Macht der Persönlichkeit, wie sie die Geschichte bezeugt, mit Meisterschaft gekennzeichnet ist.

Balthasar Denner malte mit peinlicher Gewissenhaftigkeit und staunenswerthem Fleiß jedes Haar, jede Kunzel, jede Falte, und doch gilt uns ein Bild von Raffael oder von Tizian unendlich höher. Von dem Künstler, der den Grabstein des damals noch am Leben befindlichen Rudolf von Habsburg in Speier meißelte, wird erzählt, daß er in dem Antlitz der Majestät genau die Runzeln auf der Stirn gezählt und gewissenhaft kopierte; ja, als er später erfahren, daß sich diese vermehrt, sei er dem Kaiser nach Straßburg nachgeeilt, um sich von der Wahrheit zu überzeugen und diese neuen Runzeln nachzutragen. Und trotz dieser weitgehenden Sorgfalt stehen uns unendlich höher die flüchtiger modellierten Büsten des Quattro- und Cinquecento. Ja, für den einzigen Moses des Michelangelo giebt man mit Vergnügen eine stattliche Anzahl solcher Werke hin, wie sie der biedere Porträist Rudolf von Habsburgs gemeißelt. Grandioser Sinn, beherrschende Kraft und gebietende Majestät prägen sich in den Zügen des Moses aus. Eine freie Idealschöpfung ist es, deren Züge eine gewisse Verwandtschaft mit denen Michelangelos selbst zeigen, aber für uns ist es Moses, der weise Patriarch, der große Führer seines Volkes, der ehrwürdige Gesetzgeber, und nach der Neulichkeit fragen wir nicht, weil uns der Künstler durch die Macht der Darstellung, durch die Art, wie er sein geistiges Wesen verkörpert hat, vollkommen überzeugt, daß so und nicht anders Moses ausgehen haben muß.

Wären Neulichkeit und Genauigkeit die wesentlichsten Elemente der Porträtkunst, so müßte die Photographie als die höchste Kunst bezeichnet werden. Aber auf die peinlich genaue Wiedergabe kommt es nicht an —

„Oftmals zeichnet der Meister ein Bild mit wenigen Strichen, Was mit unendlichem Lust nie der Geselle vermag.“

Auch für den vorliegenden Fall trifft dies Platensche Distichon zu: das Große und Bedeutende in der Bildnismalerei liegt in der großen und einfachen Auffassung und in der breiten, malerischen Durchführung. Groß und einfach aufzufassen, ist das Vorrecht ausgezeichneter Naturen. Wo andre nur das Beiwerk oder die Hülle sehen, dringen jene auf den Kern, der als das Bleibende und Charakteristische zu gelten hat. Sie werden beim Menschen, der sich durch ihre Kunst verewigen lassen will, zu Psychologen, die mit scharfem Blick die geistige Eigenart des Darzustellenden erfassen und mit dem Pinsel in knappen und klaren Zügen zum lebendigsten Ausdruck bringen. Eindringlich reden diese Bildnisse der großen Meister — sie erzählen von Leidenschaften, von tiefem Denken oder leichtem Wesen, von ehrgeizigem Streben oder stillem Entzagen, von aristokratischem Stolz und klugem Bürgersinn, von gewaltiger Thakraft oder bedächtiger Zurückhalten, von festerer Treue und aufopfernder Hingebung oder von feigem Denken und häßlichem Eigennutz. Und in dieser treffenden Charakteristik bildet das versöhnende Moment, das uns selbst die Spiegelung der häßlichsten menschlichen Leidenschaften und Zustände ertragen läßt, die schöpferische Kraft des Künstlers, der selbst das Gewöhnliche zu dem Bereiche der Schönheit emporzuheben vermag.

Die meisten Menschen, die Rembrandt oder Dürer schildern, sind gewiß nicht schön. Dürers Mutter in der Kohlenzeichnung des Berliner Museums ist sogar entsetzlich, denn das stark-knochige, abgekehrte Antlitz der Greisin redet eindringlich von Verfall aller physischen Kräfte. Und Rembrandts



Albrecht Dürers Selbstbildnis vom Jahre 1493. Delgemälde im Privatbesitz in Leipzig.

„Ephraim Bonus“ sieht so plump und vierschrötig aus, als ob die Grazie aus der Welt geschwunden sei. Aber trogalle- dem: wie fesseln diese Bildnisse, welche ein bestückender Zauber geht von ihnen aus, wie führen sie den Beschauer über die Atmosphäre des Trivialen hinaus! Und ebenso die Bildnisse des Papstes Innocenz X. und des Grafen Olivarez Guzman, beide von Velasquez. Schön sind diese Männer nicht gewesen, aber mit welchem Leben, welcher Kraft und koloristischen Meisterschaft sind sie in ihrer Eigenart geschildert! Oder das unter dem Namen „Chapeau de paille“ bekannte Bildnis der wenig hübschen Dame von Rubens! Daß die Kunst abelt, predigen alle diese Werke in überzeugender Weise.

Regelmäßige Züge, kostbare Roben und Spitzen, glänzender Schmuck und ein Gobelinhintergrund geben noch immer kein gutes Bild. Nur zu oft sind sie lediglich Mittel, die über den geringen künstlerischen Wert einer Schöpfung hinwegtäuschen sollen. Die großen Meister haben prunkende Stoffmassen und blitzenden Schmuck sogar vermieden, um die Wirkung ihrer großen, lapidaren Auffassung und koloristischen Kunst nicht zu beeinträchtigen. Eine Fülle von Meisterwerken holländischer Porträtkunst zeigt die Dargestellten nur in dem damals üblichen schwarzen Habit, das höchstens noch vereint war mit kostbaren Spitzen, diesen Zeugen eines stillen Reichtums und höchster Vornehmheit.

Unter den modernen Künstlern bildet ein bezeichnendes Beispiel Franz Lenbach — ihm sind der Kopf mit der Spiegelung des seelischen Lebens und die Harmonie des Kolorits die Hauptsache. Jeder seiner Köpfe giebt eine Summe von Gedanken und Empfindungen, einen Charakter, ein lebendiges Wesen, das mit dem Beschauer intim verkehrt und ihn in die verborgensten Falten des Herzens sehen läßt. Ober Jngres' Bildnis des Monsieur Vertin — das ist Geist, der aus diesen Zügen spricht und noch nach hundert Jahren zum Beschauer reden wird, wenn der Name „Vertin“ längst verschollen ist und in der Welt kein Mensch mehr weiß, daß dieser Mann ehemals der Besitzer des „Journal des Debats“ war.

Was von solchen Bildnissen ausgeht, ist eine monumentale Ruhe. Die Valeurs sind zusammengehalten in vollkommener Harmonie. Unsere modernen Maler haben denn auch herausgefunden, daß der Zauber, der von den Schöpfungen der großen Meister des Kolorits, eines Tizian, Rubens, Van Dyck und Rembrandt ausströmt, vornehmlich in dem Prinzip von der Auflösung sämtlicher Töne in Valeurs und in ihrer Zusammenfassung zu einheitlicher Wirkung besteht. In das verworrenste Gemisch von Pinselstrichen, die Rembrandt auf die Leinwand geworfen, kommt in richtiger Entfernung Wahrheit und Leben, während aus der Nähe gesehen, ein Regenabbath von Klegen und Furchen

sich darbietet. Sein Eigenporträt in Dresden, diese meisterliche Schöpfung einer übersprudelnden Laune, die den Seelenvergnügten mit seinem geliebten Weibe Saskia auf den Knien und mit dem Weingläse in der hoch erhobenen Rechten darstellt, läßt dieses koloristische Prinzip besonders scharf erkennen. Auch in seinen Radierungen geht er von diesem Prinzip aus. Immer löst er die Töne in zahllose Valeurs auf, um ihre ganze Summe zu harmonisieren.

Siegreich bricht sich in unseren Tagen dieses layge vernachlässigte künstlerische Prinzip wieder Bahn — anstelle der kolorisierenden Richtung, die sich damit begnügte, größere Flächen einfach mit irgend einer Farbe auszufüllen, tritt mehr und mehr eine wirklich koloristische. Nichts Naturwidriges wird hiermit angestrebt — im Gegenteil: man sucht der Natur möglichst nahe zu kommen, schildert so intim wie nur möglich die Einwirkung des Lichtes auf die Farben, die von seinen zitternden Wellen tausendfach abgetönt werden, und erweist sich in der Darstellung dieser Feinheiten, die nur das ungeschulte Auge und der rohe Sinn nicht wahrnehmen, als der scharfblickende und feinfühligste Künstler, der die Natur in ihrem geheimen Leben, soweit menschliche Fähigkeiten es vermögen, zu erfassen sucht.

„Wahrheit!“ ist die Devise dieses Schaffens, und Wahrheit ist auch der Strahl, der siegreich aus den Bildnissen der großen Meister des 16. und 17. Jahrhunderts hervorbricht. Schon in jenen des 15. Jahrhunderts läßt sich dieses Streben nach Wahrheit erkennen. Damals begann in Italien das Bildnis eine selbständige Stellung in der Kunst einzunehmen. Botticellis Porträt des Giuliano de Medici, der 1478 bei der Verschwörung der Pazzi in Florenz ermordet ward, und der „La bella Simonetta“, der Geliebten des jugendlichen Mediceers, mögen aus diesen Schöpfungen der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts herausgegriffen werden — kein falsches Idealisieren, Schminken und Vertuschen, kein Hinarbeiten auf den dekorativen Effekt giebt sich in ihnen zu erkennen, wohl aber fühlt man, daß die Menschen, wie sie hier dargestellt sind, wirklich existiert haben.

Und weiter Albrecht Dürers Selbstbildnis vom Jahre 1493, ein im Privatbesitz zu Leipzig befindliches Delgemälde. Der Künstler war damals zweiundzwanzig Jahre alt. Wäre uns der Name des Dargestellten auch nicht bekannt, diese eigenartigen Züge würden uns trotz alledem fesseln, weil sie von Geist durchströmt sind und vor allem, weil sie einen Charakter zum Ausdruck bringen. Unwillkürlich gedenkt man des künstlerischen Bekenntnisses des Meisters: „Die Schönheit, was das ist, das weiß ich nicht.“ Gewiß, er weiß es nicht, aber der tiefe Blick seiner Augen redet, daß sein Leben der Lösung des Geheimnisses von dem Wesen der Schönheit gewidmet ist.



Der kleine Nikolaus Rubens.

Handzeichnung von Peter Paul Rubens in der Albertina zu Wien. (Nach einer Aufnahme von Ad. Braun u. Co., Braun, Clément u. Co. Nachst., in Dornach i. Ess. u. Paris.)

Wie er der wahren und ewigen Schönheit nahekommen sucht, indem er in die Natur mit der ganzen Fülle seiner künstlerischen Kraft eindringt, lehren auch seine Bildnisse des Erasmus von Rotterdam, der, in Studien vertieft, am Pult stehend schreibt, und des Hieronymus Holzschuer. Von akademischen Linien, von Schmeicheln und Lügen ist in diesen Schöpfungen keine Rede — die Kunst liegt in der Wahrheit.

Rubens, Van Dyck und alle die andern Großmeister der Malerei wurzeln in der gleichen Verehrung der Wahrheit. Wenn ein Kinderköpfchen, wie jenes des kleinen Nikolaus Rubens, so köstlich anmutet, wo anders liegt der Grund für diese Wirkung, als in der unerschütterlichen Natürlichkeit, mit der das Wesen der Jugend geschildert ist? Natürlichkeit, Unschuld und frisches Leben leuchten aus allen diesen Rubens-Köpfchen hervor. Es ist, als ob wir selbst wieder jung würden, wenn wir auf solch ein Köpfchen schauen.

Es ist gut, sich von Zeit zu Zeit in die Werke großer Meister zu vertiefen, führen sie doch den Irrenden und Schwankenden zur richtigen Bahn. So haben wir auch mit Dank gute Publikationen der Kunstgeschichte, wie sie Professor Knackfuß in Kassel, Ad. Rosenberg und Ludwig Pietsch in Berlin in den von Velhagen u. Klasing herausgegebenen Künstlermonographien* darbieten, mit Dank hinzunehmen. Mögen sie eifrige Leser finden!

* Die diesem Aufsatz beigelegten Bildnisse sind den genannten reichillustrierten „Künstlermonographien“ (Welefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen u. Klasing) entnommen und uns von der genannten Verlagshandlung behufs Veröffentlichung als Probe-Illustrationen zur Verfügung gestellt worden. Es ist bereits eine größere Anzahl von diesen instruktiven und vornehm ausgestatteten Künstlermonographien erschienen. Acht von ihnen behandeln die Meister Rembrandt, Raffael, Rubens, Dürer, Michelangelo, Velasquez, Murillo und Adolf Menzel und sind von dem bekannten Kasseler Maler und Kunstschriftsteller Prof. Hermann Knackfuß geschrieben. Zwei weitere Hefte, welche Teniers den jüngeren und Anton von Werner behandeln, hat der Berliner Kunstkritiker Dr. Adolf Rosenberg verfaßt, während das zuletzt erschienene Heft über Ludwig Knaus und sein Schaffen von dem bekannten Kunstschriftsteller Ludwig Pietsch geschrieben ist. Weitere Monographien über Franz Hals, Van Dyck, Holbein d. j., Tizian, Watteau u. a. werden folgen. Die Redaktion.



Rembrandt und seine Frau.

Delgemälde von Rembrandt in der Gemäldegalerie zu Dresden. (Nach einer Aufnahme von Ad. Braun u. Co., Braun, Clément u. Co. Nachst., in Dornach i. Ess. und Paris.)

Vier Tage aus Lillis Leben.

Skizze von Paul Kobran.

Nachdruck verboten.

Es ist Abend. Die ganze Familie, Vater, Mutter, zwei jüngere Brüder und die beiden Dienstmädchen stehen um die älteste Tochter herum, die heute zum erstenmal „ausgeht“. Lilli hat ein rosa Mullkleidchen an, das mit rosa Rosen und rosa Schleifen geschmückt ist. Ungeduldig klopf ihr Fuß auf den Boden; fiebernd erwartet sie die Droschke zweiter Klasse, die Papa Geheimrat mit seinen Damen zum Ball fahren soll. Papa ist sehr stolz auf seine schöne Tochter, fast so verliebt wie ein junger Anbeter, der übrigens noch nicht vorhanden ist. Endlich ist man verpackt, nicht ohne daß Lilli ängstlich geschrien hat, sobald ihrem Kleide eine Gefahr drohte.

Ihr Erscheinen im Ballsaal erregt Aufsehen. Im Umherschauen ist ihre Karte mit Namen bedeckt. Sämtliche Herren reifen sich um einen Tanz, und Lilli fliegt unausgeseht im Saal umher. Die Mutter sitzt mit den andern Damen derselben Würde feierlich auf dem „Drachensfels“ und empfängt strahlend die sauerfüßen Glückwünsche über den Erfolg ihrer Tochter. Selbst Papa Geheimrat trennt sich heute von seiner geliebten Cigarre und sieht von der Thür aus zu, wie Lilli von Arm zu Arm wandert, ihre lachlustigen braunen Augen glänzen und die Grübchen in den frischen Wangen fortwährend spielen. Beim Rotillon riskiert er sogar einen Walzer mit seiner schönen Tochter, was einen Sturm diskret geäußerten Beifalls zur Folge hat. Längst kann sie die Menge der Blumensträuße nicht mehr mit ihren etwas vertanzten Handschuhen fassen; auf ihrem Stuhl hat sich ein duftender Hügel von angebräuterten Rosen, Maiblumen und welkenden Flieder gehäuft. Ihr eifrigster Tänzer ist ein junger, für sein Amt sogar sehr junger Legationsrat. Er gilt für einen Frauenkenner und ist wegen seines guten Geschmacks berühmt. Die Damen sind glücklich, wenn er ihre Töchter auszeichnet, was er übrigens höchst selten thut. Für gewöhnlich sucht und eringt er seine Erfolge nur bei den jungen Frauen. Deshalb ist er auch bis jetzt gänzlich unverlobt durch alle noch so geschickten gestellten Fallen geschlüpft. Heute macht er eine Ausnahme. Er ist sogar im Korridor, als sie mit der Mutter aus der Damengarderobe — sonst Schlafzimmer der Tochter des Hauses — tritt und bringt die Herrschaften bis an den Wagen. Das ist Lilli nicht einmal sehr angenehm, weil ihr Umhang aus einem alten Mantel der Mama zurechtgeschneidert ist. Und während der Legationsrat Berg im Café Bauer mit seinen Freunden die Damen des Balls durchhechelt, wobei die schöne Lilli von allen das Zeugnis Nummer I bekommt, rattert Familie Möller selig nach Hause.

Im elterlichen Schlafzimmer findet noch ein höchst angenehmes und weit in die Zukunft blickendes Gespräch statt, bei dem das mütterliche „Du sollst sehen, Lilli wird sich sehr bald verheiraten“ nur ein grommelndes Einverständnis findet. Der Papa ist, wie alle Väter von hübschen, siebzehnjährigen Töchtern, eifrigst auf sein Kind und möchte sie am liebsten im eigenen Hause behalten.

Unterdes drückt Lilli ihr müdes Köpfchen behaglich in die Kissen, froh ihrem Munde Ruhe geben zu können, der heute so eifrig geschwätzt und so schlagfertige Antworten gegeben hat. Der Duft der im frischen Wasser wieder auflebenden Blumen umschmeichelt sie freundlich; dicht an ihrem Kopf steht ein prachtvoller Rosenstrauß. Legationsrat Berg hat ihn ihr gegeben.

Von Träumen umgaukelt, die so rosig sind wie ihr erstes Wallkleid, verschlüßt sie ihren Triumph, den ersten, und gewiß nicht den letzten.

Beim Aufwachen lächelt sie dem Morgen, dem Leben entgegen.

2.

Zehn Jahre sind vergangen.

Sie sitzt unter den leise rauschenden Niefeln am Grunewaldsee. Zwischen den Stämmen schimmern helle Mädchenkleider und sommerliche Herrenanzüge. Die junge Welt spielt „Dritten abschlagen“, lacht, tollt und macht sich den Hof. Um sie hat sich keiner gekümmert. Sie ist müde und allein.

Zur großen Verwunderung der Eltern und der Freunde und zum eigenen Erstaunen hat sie sich nicht verheiratet. Junge Leute haben ihr den Hof gemacht, aber angeht des relativ unbedeutenden Gehalts des Geheimrats wurde es niemals Ernst damit. Jahrelang ist Berg ihr eifrigster Tänzer auf den fünf oder sechs Ballen gewesen, die sie in jeder Saison zusammen durchgetanzt haben. Jetzt labet man ihn nur noch zu Dinern ein. Er ist längst nicht mehr Legationsrat, sondern eine wichtige Persönlichkeit im Ministerium. Papa Geheimrat riskiert immer noch ein Tänzerchen mit seiner Tochter, aber es erregt kein diskretes Beifallsgemurmel mehr. Es soll gewöhnlich eine Leere auf ihrer Tanzkarte verstecken, wie sie sich bei der einst gefeierten Wallkönigin im letzten Jahre erschreckend oft eingestellt hat. Ihre Zunge, deren fröhliche Schlagfertigkeit früher entzückte, ist wegen ihrer Schärfe jetzt gefürchtet.

Und sie ist sich über das alles klar — ganz klar. Ihre Mutter hat ihr schon oft Vorwürfe gemacht, ihr Vater ein sorgenvolles Gesicht nicht versteckt, wenn er von ihrer Zukunft sprach. Was soll aus ihr werden, wenn er mal die Augen schließt? Vermögen ist nicht da. Die Jungens werden sich schon durch die Welt finden; aber sie, sie hat ja nichts gelernt, womit sie sich ihr Brot verdienen könnte. Also vielleicht Kinderfräulein oder Stütze der Hausfrau?

Weshalb hat man denn nicht darauf bestanden, daß sie gleichfalls etwas lernte? Warum immer nur für hübsche Wallkleid geforgt, als ob das das einzig Notwendige für ein junges Mädchen wäre?

Die Einsame drückt bitter die blaffen Lippen zusammen. Man hat ihr als einzige Fähigkeit die gegeben, sich im großen Wettlauf um die Ehe einen ersten Platz zu erringen, und gerade die hat ihr nichts genützt. Ja, warum hat man ihr nur diesen einen Weg offen gelassen, sich vom Vater unabhängig zu machen? Alle andern mit den dicken Brettern der gesellschaftlichen Vorurteile vernagelt? Den Brüdern wirft man nicht vor, daß sie den Eltern zur Last fallen! Denen steht alles offen, bloß weil sie nicht das Unglück gehabt haben, im Geheimratshause als Mädchen zur Welt zu kommen.

Und Berg, der einzige von allen, die ihr den Hof gemacht haben, den sie geliebt hat — den sie liebt — warum spricht er nicht — warum?

Sie zuckt zusammen. Auf dem Wege vom Bahnhof kommt noch ein Nachzügler von der Landpartie herangehend, der Doktor Höhne. Er ist ihr vor einiger Zeit durch Berg vorgestellt worden. Sie begrüßt ihn sehr freundlich — aus verschiedenen Gründen. Erstens hat sie sich unnütz auf der Welt und verlassen gefühlt, zweitens hat sie die Geschichten, die er von seinen Reisen als Schiffsarzt erzählt, erst einmal gehört und weiß noch nicht, daß sie in bestimmte Serien eingeteilt sind, die sich mit mathematischer Genauigkeit eine aus der andern entwickeln, drittens macht er ihr den Hof und viertens — ja viertens kennt sie ganz genau die Ziffer seines jährlichen Einkommens!

Höhne hat um die Erlaubnis gebeten, sich neben ihr niederlassen zu dürfen. Es ist ein glücklicher Zufall, daß er sie allein getroffen, seit Wochen hat er etwas auf dem Herzen.

Sie errötet jäh und neigt das Haupt. Er stottert vorlegen eine langatmige Liebeserklärung und hat seine Augen wie magnetisch auf die perlgrauen Handschuhe gerichtet, die er zwischen seinen Fingern dreht. So bemerkt er nicht, wie das Gesicht neben ihm blässer und blässer wird. Furchtbare Minuten, wenn der Verstand dem Herzen das Jawort abringt! Sie mußte es ja thun! Er bot ihr alles, worauf hin man sie erzogen hatte: die Ehe als eine gute Verjorgung — einen Namen, sein Haus — eine Stellung in der Gesellschaft — denn ein alterndes Mädchen hat keine. Sie ist eine lästige Zugabe, die man gern mal bei einer Gesellschaft „aus Versehen“ vergißt, die man dem Herren bei der Tischführung zuteilt, auf den man die wenigsten Rücksichten zu nehmen hat. Und doch, und doch — sie zaudert, in Angst und Qual und Ungewißheit.

Plötzlich ist es, als ob ein Schleier von ihrem Gesicht abfalle. Ihre Blicke hängen an einer Männergestalt, die an der Seite eines sehr jungen, hübschen Mädchens aus dem Walde auftaucht. Es ist Berg. Er spricht angeregt und heiter mit der Dame; er umgibt sie mit jener ritterlichen Aufmerksamkeit, die er früher für Lilli hatte. Jetzt sieht er sie. Mit höflichem, freundschaftlichem Lächeln nimmt er den Hut ab; die brennende Qual in den einst so lachlustigen braunen Augen bemerkt er nicht. Ruhig geht er weiter.

In demselben Augenblick fühlt Höhne die Hand der Nachbarin auf seiner. „Lassen Sie uns meine Eltern aufsuchen“, murmelt Lilli, „und geben Sie mir Ihren Arm!“

Mit stolz erhobnem Haupt und leicht geröteten Wangen geht sie an ihrem früheren Verehrer vorbei. Eine halbe Stunde später sind sie, ihr Bräutigam und die Eltern von glückwünschenden Freunden umringt, die Lilli herzlich umarmen, Höhne die Hand schütteln und das Brautpaar bitten, sie doch bald, recht bald zu besuchen. Beim Weggehen sagen sie untereinander: „Nein, diese Lilli! Wer würde gedacht haben, daß sie noch einmal eine so gute Partie macht!“ „Und Berg? Was sagt denn ihr alter Anbeter dazu?“ „Bah, der ist viel zu sehr Junggeselle, als daß er sich je binden würde!“ „Aber geliebt hat er sie doch mal!“ „Nun, das haben viele getan. Sie hat sich ein bißchen reichlich den Hof machen lassen!“ „Hat das Mädchen ein Glück! Wie alt ist sie eigentlich?“

3.

Aus dem alternden Mädchen ist eine junge Frau geworden. Sie sitzen zu dritt beim Mittagmahl: sie, ihr Mann und Berg. Die beiden Herren sind Corpsbrüder und Duzfreunde und können sich im Grunde nicht ausstehen. Berg hält seinen Wirt für einen vulgären Burschen, der es stets versteht, andre für sich bezahlen zu lassen, und Doktor Höhne seinen Gast für einen eingebildeten und hochmütigen Menschen. Trotzdem hat Berg bei den jungen Leuten Besuch gemacht, und trotzdem ist er sofort zu einem gemütlichen Mittagessen eingeladen worden. Im Grunde hat Berg sich doch über Elisabeths Verheiratung geärgert und ihre Wahl unbegreiflich gefunden. Verstoßen streift er seine Nachbarin mit neugierigen Blicken. Sie sieht etwas blaß, aber wieder sehr hübsch aus. Die scharfen Fältchen um den Mund sind verschwunden und haben einer weichen Frauenhaftigkeit Platz gemacht; auch ist sie nicht mehr so lebhaft wie früher und überläßt ihrem Mann das große Wort über die zurückgelegte Hochzeitsreise.

Bei Tisch ereignete sich ein kleiner Zwischenfall. Der Doktor vermißte ein Salzfaß, und Frau Elisabeth erklärte, nichts über seinen Verbleib zu wissen. Dafür mußte sie hören, es wäre eben die Pflicht einer Hausfrau, auf ihre Wirtschaft zu achten. Sie lächelte und antwortete nicht. Berg war ganz erstaunt. Er hätte sie nicht für so gelehrig gehalten. Sie hatte also schon die Kunst gelernt, zu schweigen. Dann stand sie auf, um im Nebenzimmer den Kaffee zu bereiten. Die Herren blieben noch ein wenig bei einem Glase Wein und den Cigarren sitzen.

„Prost!“ sagte der Doktor, „mach' es mir nach. Du glaubst garnicht, wie hübsch es ist, eine Frau zu haben.“

„Also ihr paßt vorzüglich zusammen?“

„Natürlich, das habe ich auch garnicht anders erwartet. Weißt du, Frauen muß man gleich richtig erziehen. Zuerst wollen sie immer hoch hinaus. Mondscheinschwärmen, Goethe zitieren, die letzte Kirche durchstöbern und einen mit ästhetischen Problemen Langweilen — da habe ich ihr gleich gründlich meinen Standpunkt klar gemacht. Nie hat sie mich wieder mit solchen Sachen gefangeweilt. Ich bin wirklich sehr mit ihr zufrieden. Na, nun wollen wir Kaffee trinken.“

Drüben ging der Doktor, um den Vifor zu besorgen. Die beiden waren allein. Sie schwiegen unsicher. Zwischen ihnen stand so vieles, was nie ausgesprochen worden war und was sie doch innerlich fühlten. Endlich entschloß er sich zu reden, irgend etwas Gleichgültiges.

„Was für eine schöne Reise Sie gemacht haben! Ich erinnere mich, es war immer Ihr Wunsch, Italien zu sehen. Sind Sie mit Ihren Eindrücken zufrieden gewesen?“

„Nein. So vieles im Leben hat man sich schöner gedacht, und so vieles — nicht so schlimm.“ Sie ordnete etwas auf dem Kaffeetisch.

Berg war einerseits neugierig, dann aber trieb ihn auch ein besseres Gefühl. „Sind Sie glücklich, Frau Lilli?“ fragte er leise und beugte sich ein wenig vor.

Sie richtete sich auf und begegnete seinem Blick mit stolzer Zurückweisung. Plötzlich verschleierten sich ihre Augen, und ein paar stille Thränen fielen herab.

Er war erschüttert. „Warum haben Sie eigentlich geheiratet?“ wagte er zu fragen.

Sie trocknete mit einer hastigen Bewegung die verärrerischen

Spuren und zuckte dann die Achseln. Der Doktor kam mit dem Chartreuse und einer Flasche Schaumwein.

Eine Stunde später verabschiedete sich Berg und drückte ihr die Hand, aber die blieb kalt und leblos. Noch einmal umfaßte er mit einem Blick das ganze Bild: jene schreiende, billige Eleganz der Berliner Mietzwohnung, auf dem Tisch die leere Flasche und drei Spitzgläser, aus deren einem kleine Blüten träge in die Höhe trieben, und das junge Ehepaar: Freund Höhne, dem sein billiger Schaumwein zu Kopf gestiegen war und der den Arm zärtlich um seine junge Frau geschlungen hatte, während sie mit dem Ausdruck trostloser Müdigkeit vor sich hin starre.

Unten auf der Straße knüpfte sich Berg fröstelnd seinen Ueberzieher zu. „Eine unglückliche Ehe mehr“, murmelte er. „Was wird das Ende sein? Pauvre femme!“

4.

Wieder sind zehn Jahre vergangen.

Sie geht durch den grün verschleierten Tiergarten. Die Vögel zwitschern, und ihre beiden Kinder springen vor ihr her. Mit mütterlichem Lächeln bewacht sie die beiden Blondköpfe, auf welchen die Frühlingssonne goldige Tupfen malt. Die Erde duftet im neuen, fruchtbaren Leben.

Ein Herr kommt ihr entgegen, dessen ernstes Gesicht nicht vom Frühling spricht. Scharfe, von der Arbeit gezogene Falten und graue Haare — aber man erzählt sich, daß er nächstens Minister wird. Er ist schon an ihr vorbei, als er plötzlich stutzt, einen Augenblick zaudert und dann auf sie zugeht.

„Also wirklich Sie, gnädige Frau! Wie lange haben wir uns nicht gesehen — als ob wir garnicht in derselben Stadt wohnt! Sie haben sich garnicht verändert.“

Sie lächelt und schweigt, denn sie kann seine Höflichkeit nicht erwidern. Er sieht sie mit einem langen Blick an.

„Sie müssen glücklich geworden sein“, sagt er, ohne daran zu denken, daß er vor zehn Jahren fast die gleichen Worte gebraucht hat.

„Ja“, sagt sie einfach, „und Sie?“

„Ich habe keine Zeit daran zu denken — aber ich glaube, nein.“

„Und warum nicht? Haben Sie nicht alles erreicht, was Sie sich als junger Mann vorgenommen hatten?“

„Was hatte ich mir denn damals vorgenommen, gnädige Frau?“

„Sie sagten mir — auf dem Ball, wo wir uns kennen lernten — Sie würden nicht eher zufrieden sein, bis Sie Minister wären — und wenn man den Zeitungen glauben soll —“

„Wie lange mag das wohl her sein?“ fragt er bitter. „Ja, damals war es noch Frühling!“

Sie sieht ihn verwundert an. „D nein, es war Winter, tiefer Winter!“

„Es war Frühling — für mich“, sagt er langsam. „Damals war ich noch jung, damals konnte ich mich noch begreifen, damals trat alles, was schön war, in mein Leben. Aber ich dachte nur an meine Zukunft und an meinen Ehrgeiz.“

„Man wird nicht eher glücklich, bis man gelernt hat, sich selbst zu vergeffen und für andre zu leben“, antwortet sie mit ruhigem Ernst.

Sie beugt sich zu dem kleinen Mädchen herab, das unterdessen seine Hand in die ihre geschmiegt hat, dann wendet sie ihre frauenhaften, großen Augen zu ihm. „Adieu“, sagt sie freundlich und reicht ihm die Hand zum Abschied.

Er sieht ihr nach, wie sie in dem ruhigen Triumph ihrer Mitterwunde, den goldigen Kinderfrühsling an der Hand, durch den knospenden, grünen Wald schreitet. Dann wendet er seinen hastigen, trockenen Schritt eilig dem Ministerium zu.

Die Kinder spielen und jagen vor ihr. Sie folgt ihnen in tiefen Gedanken. Die Vergangenheit zieht an ihrem Geist vorüber, und lächelnd schüttelt sie den Kopf. „Wie man nur so thöricht sein kann“, denkt sie. „Ich glaubte sterben zu müssen. Jahre und Jahre habe ich mich um ihn gequält, und heute — heute war er mir ein vollständig Fremder. Wie man nur so thöricht sein kann!“ Und lächelnd schüttelt sie wieder den Kopf.

Unsre Gebärden Sprache.

Von K. v. Mittelstädt.

Nachdruck verboten.

Wie viel Scharfsinn, Fleiß und Mühe hat nicht der Mensch dem Studium des Menschen schon gewidmet! Fast unberechenbar groß erscheint die Litteratur, die sich mit den Vorgängen im Innern und Außern dieses vollkommensten aller Lebewesen beschäftigt. Und dennoch meinen unsre Gelehrten, Künstler und Schriftsteller hier ein noch immer nicht genug erforschtes und ergründetes Gebiet vor sich zu haben. Die Phrenologen suchen aus der Schädelbildung, die Graphologen aus der Handschrift, die Psychologen, Anatomen und Physiognomiker aus dem Nerven- und Muskelspiel des Antlitzes und den Bewegungen des Körpers weiter und weiter auf die geheimen Vorgänge der Seele und die intellektuellen Eigenschaften des Menschen zu schließen. Freilich ist das nicht so leicht, denn der moderne Kultur Mensch hat es in der Kunst des Verstellens und Sichbeherrschens schon recht weit gebracht, und nur dem Naturkinde bleibt es noch überlassen, sich schrankenlos seinen Gefühlsäußerungen hinzugeben.

Gleichwohl sind zahlreiche mimische Ausdrucksformen des Gesichts und der Gliedmaßen so elementare Begleitererscheinungen bestimmter Gemütsbewegungen, daß es häufig sogar den an Selbstbeherrschung streng Gewöhnten schwer fällt, sie zu unterdrücken. Was die Sprache zu verbergen vermag, verrät oft das Zucken eines Muskels, die Blässe oder Röthe des Antlitzes u. s. w.

Der große Forscher und Physiognomiker Darwin, der uns in seinem bedeutsamen Werk über die „Gemütsbewegungen bei Menschen und Tieren“ wie kaum ein andrer lehrreichen Aufschluß über die stumme Sprache unsrer Seele gegeben hat, führt unser gesamtes Gebärdenenspiel auf drei Prinzipien zurück: auf die Anpassung nützlicher Gewohnheiten, auf das Gesetz des Gegensatzes und drittens auf die im Bau des Nervensystems begründeten Handlungen, die von unserm Willen und zum Teil auch von der Gewohnheit unabhängig sind. Diesen drei Prinzipien unterliegen alle Äußerungen unsrer Gemüts-

erregungen, wie Schmerz, Gram, Schreck, Freude, Liebe, Scham, Zorn, Verachtung u. s. w.

Eine indirekte Nützlichkeitbewegung ist es z. B., wenn jemand im Zorn den Gegner mit der Faust bedroht: er zeigt ihm damit seine natürliche Angriffs- oder Verteidigungswaffe. Dem Prinzip des Gegenjages entsprechend sind die Muskelbewegungen bei einem lachenden Gesicht von jenem eines weinenden ganz verschieden: beim Lachen wird der Mund breit gezogen, die Wangen runden sich, und dadurch erscheint das Gesicht verkürzt, während es beim Weinen durch das Herabsinken der Wangenmuskeln und der Mundwinkel sich verlängert. Die dritte Klasse der Gemütsbewegungen hängt von besondern Zuständen des Nervensystems ab, die unsern Willen nicht unterliegen, wie das Bläß- und Rotwerden, das Zittern, Schwitzen u. dergl.

Schon beim neugeborenen Kinde lassen sich die ersten Beobachtungen über die mimischen Ausdrucksformen anstellen. Lauter, anhaltendes Schreien ist das erste Verständigungsmittel des neuen Weltbürgers. Er äußert dadurch alle seine Leiden und Wünsche: Uebermüdung, körperliche Schmerzen, Hunger u. s. w. Beim Schreien ist sein Mund weit geöffnet, sodaß er förmlich die Gestalt eines Vierecks einnimmt. Auf das kurze, stoßweise Einatmen der Luft erfolgt das Ausstoßen in langen Zügen. Während der Unterkiefer herabsinkt, wird die Oberlippe hochgezogen, sodaß das Zahnfleisch zu sehen ist. Die Stirnhaut legt sich in Querfalten, und die Augen sind festgeschloffen. Dies hat übrigens seinen sehr triftigen Grund: während jedes heftigen Atnungsaktes, gleichviel ob es Weinen, Lachen, Niesen oder Husten ist, wird die Zirkulation des Blutes beschleunigt und der Augapfel daher durch die Ringmuskeln fest zusammengedrückt, um das Auge vor einer Ueberfüllung mit Blut zu schützen. Es könnte ihm sonst, wie der Physiologe Charles Bell in seiner „Anatomie des Ausdrucks“ ausführt, durch Plagen zarter Gefäße erheblicher Schaden zugefügt werden.

Auch bei Erwachsenen finden ganz ähnliche Muskelbewegungen statt, sobald sie in Thränen ausbrechen: die innern Enden der Augenbrauen werden hochgezogen, die mittleren Bündel der Stirnmuskeln ziehen sich zusammen, und so entstehen jene quergebenden Runzeln über dem mittleren Teile der Stirn, die den Kummer charakterisieren, die „Gramfurchen“. Jean Paul nennt sie „offene Särge ohne Deckel, in denen unsre lieben Toten ruhen“. Es braucht bloß ein trauriger Gedanke durch unsre Seele zu ziehen, so macht sich auch gleich jenes Herabsinken der Wangen und Mundwinkel bemerkbar — eine so charakteristische Ausdrucksform der Niedergeschlagenheit, daß der Volksmund ganz allgemein das Traurige mit „Mund hängen lassen“ oder „langes Gesicht machen“ bezeichnet.

Daß diese Verlängerung der Gesichtszüge zu den natürlichen und elementarsten Ausdrucksformen unsrer Gebärdensprache gehört, beweist folgendes Beispiel, das uns Darwin erzählt. Auf einer seiner Reisen kam er nach dem Feuerland, und als er sich hier nach dem Kapitän eines Schiffes erkundigte, wollten ihm die Eingeborenen mitteilen, daß dieser sehr niedergeschlagen sei; sie suchten es ihm dadurch verständlich zu machen, daß sie mit beiden Händen ihre Backen herabzogen, um das Gesicht so lang als möglich erscheinen zu lassen. Die Ausdrucksformen der trüben Gemütsstimmung also, das Herabsinken der Mundwinkel, das leichte Erheben der Augenbrauen, oder auch beide Bewegungen vereint, das Feuchtwerden der Augen — alle diese Erscheinungen sind als rudimentäre Spuren d. h. Ueberreste der Schreianfälle unsrer ersten Kindheit zu betrachten.

Eine andre auffallende Ausdrucksform hochgradigen Kummers ist die plötzliche Lähmung des willkürlichen Bewegungsapparates. Der Tiefbekümmerte hat keine Lust zu irgend einer Beschäftigung; er sitzt am liebsten still und in sich versunken da, jede Bewegung scheint ihm Mühe und Anstrengung zu kosten; er hat oft nicht die Kraft, sich auf den Füßen zu halten und ohne Stütze zu gehen. Während beim Weinen und Schluchzen ein Wutantrug nach dem Kopfe eintritt, findet bei andauerndem Kummer ein Zusammenziehen der feinen Blutgefäße statt, sodaß das Blut herausgepreßt und die Haut in ihren feinen Ebenen blutleer wird. Infolge der Blutleere tritt jene Blässe ein, die ebenfalls ein höchst charakteristisches Merkmal des Kummers und der ihm verwandten Gemütsbewegungen Furcht und Schreck ist.

Auch bei diesen beiden treten die dem Schmerz und der Trauer eigentümlichen mimischen Erscheinungen auf: die Lähmung unsrer Körperbewegungen und die Blässe, nur noch in weit stärkerem Grade. Vor Furcht oder Schreck bekommen die Augen einen starren Ausdruck, die Zunge wird schwerfällig, und man beginnt zu stammeln, die Haare fräuben sich, die Glieder versagen den Dienst, man ist „sprachlos und wie versteinert“. Durch das plötzliche Zusammenziehen der Muskeln wird der Blutzufluß zur Haut gehemmt, man wird „leichenbläß vor Schreck“, kalter „Angstschweiß“ bedeckt unsre Stirn, infolge der Blutleere der Haut überlaufen uns „kalte Schauer“, wir zittern und klappern mit den Zähnen, das Blut „erstarrt in den Adern“. Alle diese bekannnten Redensarten, die sich in allen Sprachen finden, sind ein Beweis dafür, daß bestimmte Gemütsbewegungen stets dieselben, ganz bestimmten mimischen Ausdrucksformen zur Folge haben.

Dem Prinzip des Gegenjages entsprechend äußert sich die Freude in unsrer Gebärdensprache durch Gesten und Ausdrucksformen, die jenen des Schmerzes, der Furcht und des Schreckens gerade entgegengesetzt sind. Das Gefühl der Freude erhöht und beschleunigt unsre Blutzirkulation, es tritt eine Erweiterung der feinsten Blutgefäße ein, das Antlitz rötet und erhitzt sich, die „Wangen glühen“, die „Augen strahlen“, wir fühlen das Blut „schneller durch unsre Adern rollen“, unsre Bewegungen werden rascher und lebhafter, der Glückliche fühlt sich „leicht und gehoben“, sein Gang und seine Gesten sind lebendiger und schneller, und selbst die Thätigkeit des Gehirns wird durch den gesteigerten Blutzufluß angeregt und erhöht.

Besondere, der Freude eigentümliche mimische Begleiterscheinungen sind das Lächeln und Lachen — physiologische Wirkungen, die durch den gesteigerten Impuls der Gesichtsmuskeln und Atnungsmuskeln hervorgerufen werden. Das Lachen entsteht dadurch, daß auf das tiefe Einatmen der Luft ein schnelles, kurzes, krampfhaftes Ausstoßen des Atems durch Zusammenziehung des Brustkastens und des Zwerchfells folgt, der Volksmund sagt daher zutreffend: „sich die Seiten, den Bauch halten vor Lachen“, ein „zwerchfellerstatterndes Lachen“ u. dergl. Um das Ausstoßen der Luft zu erleichtern, wird der Mund

geöffnet, die Oberlippe hochgezogen, sodaß die Zähne zu sehen sind, die Wangen runden sich, und es entstehen Querlinien auf dem Nasenrücken, während tiefe Falten sich von den Nasenflügeln nach den Mundwinkeln bilden. Durch alle diese Muskelbewegungen erscheint das Gesicht verkürzt und in die Breite gezogen.

Dieser Gemütsausdruck ist uns angenehm und zuträglich, deshalb lachen wir gern selbst und finden Vergnügen daran, auch andre zum Lachen zu veranlassen. Kleine Kinder pflegen wir daher zu kitzeln, um sie zum Lachen zu bringen, wie dies schon seit Tausenden von Jahren geschieht. Bereits im alten Rom suchten die Wärterinnen und die Mütter ihre Kleinen durch Kitzeln am Halse und an den Achselhöhlen zu diesem Freudenausbruch zu bewegen. Denselben Zusammenhang befundet Darwins geistvolle Definition des Lachens, das er treffend einen „Kitzel des Geistes“ nennt.

Ausdrucksformen, die einen ganz besonders hohen Grad der Freude bezeichnen, sind die oft ganz zwecklosen Bewegungen, die sowohl von Kindern wie von Erwachsenen in ihrem Jubel ausgeführt werden: sie klatschen unwillkürlich in die Hände, springen, hupen und tanzen herum. Und während bei dem Schmerz erfüllten die Augen matt und glanzlos sind, Blässe das Antlitz bedeckt und Körper und Geist ihre Spannkraft verlieren, wirken Glück und Freude innerlich und äußerlich nach jeder Richtung hin anregend, belebend und verjüngend.

Derjenige Gemütsaffekt, der, wie kein anderer, die ganze Skala menschlicher Empfindungen in Schwingung versetzen kann, ist die Liebe. Sie ist es, die den Menschen auf den höchsten Gipfel der Glückseligkeit erhebt oder ihn in den tiefsten Abgrund des Schmerzes hinabstößt. Sie allein ist in ihren unzähligen Veränderungen und Erscheinungsformen in die verschiedensten Gefühle, wie Mut, Tapferkeit, Mitleid, Entsagung, Freude, Schmerz, Haß, Wut, Verachtung u. s. w. hervorzurufen. Sie bietet Dichtern, Psychologen, Künstlern u. s. w. ein unererschöpfliches Material, ja unsre jüngste und höchste Kunst, die Musik, verdankt nach Darwin ihre Entstehung dem Ausstoßen melodischer Laute beim Liebesempfinden und Brautwerben unsrer Urahnen.

Die bezeichnendste physiologische Ausdrucksform der Liebe ist das Verlangen, die von uns geliebte Person zu berühren. Schon die ersten Liebeskosen der Eltern bestehen in unzähligen Umarmungen und Küssen, sie streicheln ihren kleinen Liebling und drücken ihn innig an sich. Und die Kinder befunden ihre Zuneigung in ganz derselben Weise. Dies instinktive Verlangen nach Berührung ist so allgemein, daß es sich bei allen Völkern äußert, wenn auch zuweilen in andrer Weise als bei uns. Der Nordlandreisende Peary erzählt z. B., daß die Grönländer zum Beweise ihrer Zuneigung ihre Gesichter aneinander reiben, und unsre Händedrucke, das Nasenreiben der Polynesier auf den Freundeshandflächen u. s. w. sind auf das gleiche Gefühl zurückzuführen.

Eine vollständige Analyse der Liebesempfindung zu geben, würde schwer halten, da sie zu denjenigen Affekten gehört, die, wie Scham, Schüchternheit, Neid, Eifersucht u. s. w., sich mehr in unserm Innern abspielen, äußerlich dagegen sich weniger stark bekunden. So bildet z. B. das Erröten das einzige sichtbare Ausdrucksmittel der Scham. Darwin nennt es daher die uns eigentümlichste aller Gemütsäußerungen, denn nur der Mensch errötet vor Scham — und Dr. Burge bemerkt sehr richtig, daß das Erröten durch keine körperlichen Einwirkungen, sondern lediglich durch die Erregung des Geistes verursacht werden kann.

Warten der Scham sind Schüchternheit und Verlegenheit; die ihnen unterworfenen Menschen erröten ebenfalls sehr leicht und haben auch das Gefühl einer gewissen Unsicherheit und Schwäche, sie möchten sich den Blicken andrer entziehen, möchten „sich verfrischen“, „in die Erde sinken“ und machen in ihrer Hilflosigkeit ganz andre — linksche — Bewegungen, als sie eigentlich beabsichtigen.

Im Gegenjag zu diesen defensiv gerichteten Gefühlen giebt es andre Affekte, die sich aggressiv äußern, vor allem Zorn und seine höchste Steigerung: die Wut. Wie bei jeder heftigen Seelenerregung das Herz in Mitleidenhaftigkeit gerät, so wird auch im Zorn der Blutlauf beeinflusst und zwar entweder beschleunigt oder gehemmt. Im ersteren Fall dehnen sich die Adern am Halse und der Stirn aus — wem wäre die „Jornesader“ nicht bekannt? — und Purpurrote bedeckt das Gesicht. Im letzteren Fall stockt das Blut, und fahle Blässe überzieht das Antlitz.

Der Zorn stört auch den Atnungsprozess: die Brust hebt sich schwer, die erweiterten Nasenlöcher heben, die Stimme klingt rau und heiser.

Auch hier tritt eine lebhafte Thätigkeit des willkürlichen Bewegungsapparates ein: der Wütende bedroht den Gegner mit den Fäusten; ja, das Verlangen, aggressiv vorzugehen, ist bei ihm so stark, daß er leblose Gegenstände hin- und herschiebt, zerbricht oder zerschlägt. In rasender Wut knirscht er mit den Fingern und entblößt sie, als wolle er den Gegner beißen. Dester und noch deutlicher als Erwachsene bedienen sich unerzogene, bössartige Kinder im Wutzustande ihrer natürlichen Waffen: sie schlagen mit Händen und Füßen um sich, beißen, kratzen und spucken.

Tausende von Jahren hat die Civilisation daran gearbeitet, die Leidenschaften des Menschen zu zügeln, und dennoch kommen im Leben fast eines jeden Momente vor, wo er die Zwangsjacke der Erziehung von sich streift und seinen Empfindungen in angeborenen und natürlichen Ausdrucksformen Luft macht.

Während Zorn und Wut einen vollständigen Rückfall in die tierische Unkultur darstellen, ist die Verachtung ein Affekt des verfeinerten Menschen, der sich in der Defensive verhält. Der Zornige oder gar Wütende nähert sich dem Gegner mit drohender Gebärde, der Verachtende sucht ihn sich fernzurücken: durch teilweises Schließen der Augen, durch Abwenden des Körpers, meist auch durch eine abwehrende Bewegung mit den Händen, als wolle er den Gegner von sich stoßen, als sei er nicht wert, angesehen zu werden. Der Volksmund sagt daher, jemanden „über die Achsel ansehen“, ihm „den Rücken kehren“. Häufig wird auch als Ausdruck der Verachtung noch jenes leichte Schnauben ausgestoßen, das man bei Wahrnehmung eines schlechten Geruchs, dessen Eindringen in die Nase man verhindern will, unwillkürlich anwendet; gleichsam als habe der verachteten Person ein übler Geruch an. Das Ausspucken, wie es wohl beim Genuß einer besonders widerwärtigen Speise geschieht, gilt als das Zeichen höchster Verachtung. Es sind also die ursprünglichen, nur durch unangenehme Eindrücke auf unsre Geruchs- und Geschmacksgorgane hervorgerufenen Be-

wegungen uns derart gewohnheitsgemäß geworden, daß sie hier auch bei analogen feilschen Eindrücken ausgeführt werden. Und gleich den verschiedenen Graden der Verachtung giebt es eine Steigerung in ihren verschiedenen Ausdrucksformen: vom leichten Emporziehen der Oberlippe gegen die Nase, dem charakteristischen Merkmal der feinen Ironie, bis zum hörbaren Schnauben, der stärksten Gebärde der Verachtung.

Zu den gewohnheitsmäßigen Bewegungen, die wir von den physischen Empfindungen auf die analogen feilschen Erregungen als Ausdrucksmittel übertragen, gehören ferner das Schließen der Augen und das Schütteln des Kopfes — Gebärden, die bei der Schilderung oder beim Anblick eines unangenehmen oder schrecklichen Eindrucks angewandt werden. Ersteres geschieht instinktiv, als Mittel, dem unliebhamen Anblick zu entgehen, während das Kopfschütteln genau so wie das Nicken mit dem Kopfe eine rudimentäre, auf unsre Kindheit zurückzuführende Gebärde ist. Straubt sich der Säugling gegen die Annahme der gebotenen Nahrung, so wendet er den Kopf nach rechts oder links fort; begehrt er sie, so schiebt er den Kopf instinktiv vor. Dies Schütteln mit dem Kopf als Zeichen der Ablehnung und Verneinung und dies Nicken als Ausdrucksform der Zustimmung und Bejahung bleiben nun als sich vererbende, gewohnheitsmäßige Bewegung fürs ganze Leben.

Bestimmte Gebärden werden stets zu einem bestimmten Zweck ausgeführt. Das weite Öffnen der Augen und das Hinneigen des Kopfes nach der Richtung eines Geräusches sind z. B. überall und immer die charakteristischen Zeichen erhöhter Aufmerksamkeit.

Auf dieser Uebereinstimmung der Gemütsäußerungen bei den verschiedensten Völkern beruht nicht selten für Reisende und Forscher die einzige Möglichkeit einer Verständigung, und es ist vom kulturellen Standpunkt außerordentlich interessant, in den großen Reiseverken die allen Menschen gemeinsamen, alle Völker verbindenden Ausdrucksformen der Gefühle und Empfindungen zu verfolgen.

Unsre Gebärdensprache ist uralte, so alt wie das Menschengeschlecht selbst. Es braucht sie keiner zu lernen: der Gebildete und Ungebildete, der verfeinerte Kulturmensch und das wilde Naturkind bringen sie beide mit auf die Welt. Die Physiologie der Gemütsbewegungen ist international, sie ist das allein wahre, seit Jahrtausenden bestehende Bolapik der Menschheit.

Bücherchau.

„Gottesfriede.“ Roman von Peter Nansen. Berlin, S. Fischer. — Schon in seinen früheren, im gleichen Verlage erschienenen Werken — der drolligen, freilich frivolen „glücklichen Ehe“, dem fesselnd geschriebenen „Tagebuch Julians“ und vor allem in dem poetischen und stimmungsvollen Prosaerzählung „Maria“ — hatte der dänische Autor sein großes Talent aufs deutlichste bekundet. Das vorliegende vierte Buch Peter Nansens ist aber noch weit ernster und gereifter als jene und muß wegen seines hohen und reinen poetischen Inhaltes zu den bedeutendsten und wertvollsten Werken der modernen Litteratur gezählt werden. Es ist mit einer Innigkeit und Wärme geschrieben, daß man förmlich den Frieden atmet, der von den Menschen und der sie umgebenden Natur ausgeht. Der Dichter schildert in den losen Tagebuchblättern dieses Jähromans das Ideal einer Frau, wie er es sich erdacht und in seiner Braut Grete gefunden hat: eine herrliche Gestalt, ein Wesen von rührender Schlichtheit und Offenheit. Unberührt von jedem verderblichen Einfluß der Außenwelt, in ihrem Denken und Fühlen ganz das Weib, wie es aus der Hand der Natur hervorgegangen, sieht Grete ihr höchstes Glück nicht bloß in der Liebe des Mannes, sondern wird im Tiefsten ihrer Seele von dem Wunsch, Mutter zu werden, erfüllt. Doch ihr Herzenswunsch bleibt ihr, wie so vielen ihrer Schwestern, verjagt, sie stirbt infolge eines unglücklichen Zufalles kurz vor ihrer Hochzeit. Der überlebende, auf den Gretens Wesen den gleichen Frieden ausströmte wie die ihn umgebende Natur, wird von grenzenlosem Weh ergriffen, für das er keine Linderung mehr finden zu können meint: „Gottes Friede ist verdammt, Grete ist tot.“ Aber der tiefe, sonnenige Einfluß, den die Geliebte auf ihn ausgeübt, wirkt noch über den Tod hinaus nach und weist ihm den Weg der Pflicht. Er kehrt aus der Einsamkeit in das Leben zurück zum Kampf, zur Arbeit, und er findet für seine weitere Lebensfahrt ein hohes, sicheres Wahrzeichen: Gretens Andenken — „Gottes Friede verrinnt nimmer für den, der liebt.“

„Geschichte des Materialismus.“ Von Friedrich Albert Lange. Leipzig, J. Baedeker. — Von dem bekannten Werke, das „ein Buch für das Leben im vollen Sinne des Wortes“, für den Hausgebrauch der Bildung und für die Weltfragen“ genannt werden darf, daß die Religion, die Naturwissenschaften und die Nationalökonomie mit allen ihren Fragen umschließt und das seit zwanzig Jahren mit Recht zu den hervorragendsten Werken der wissenschaftlichen Litteratur in Deutschland gezählt wird, ist soeben die fünfte Auflage erschienen. Diese neue Auflage, von Professor Hermann Cohen in Marburg herausgegeben, der seit langerem Tode auch dessen andre Schriften durchgesehen und neubearbeitet hat, wird von der Verlagsabteilung jetzt in einer wohlfeilen Volksausgabe, in 15 gut ausgestatteten Heften, zu je 4 Bogen und zum Preise von 60 Pf., geliefert, sodaß die Anschaffung des Werkes auch minder Begüterten ermöglicht wird.

Elegante Toilette für Ausstellungen, Konzerte u. s. w. (Hierzu Titelbild S. 265.)

Einem herrlichen Frühmorgentag ganz entsprechend ist die für schlankt Damen außerordentlich günstige Toilette auf der Titelseite unsres Blattes. Sie besteht aus maisgrüner Reklinside, Ton im Ton gestreift, und ist mit einer graziosen Spitzen garnitur geziert. Die Taille ist fein plissiert und so mit einer vollen Spitzenrüsche garniert, daß der obere Teil der Taille passgenau abgegrenzt wird. Die Rüsche deckt zugleich den Ansatz einer vorn und hinten in gleicher Weise angebrachten breiten Spitze. Ein schmal gefalteter, hinten mit voller Schleife geschlossener Bandgürtel umschlingt die Taille, die auf den Hüften und hinten mit einem aus Spitzenrüschen gebildeten Schoß abschließt. Die oben kurz gefassten Ärmel sind unten eng anschliefend gearbeitet. — Der runde Hut aus zackigem, gellichem Pantasiegeschicht ist vorn halbkranzartig mit großen Walven, hinten mit Schleifen aus breitem, grün und rosa gestreiftem Band geschmückt.

Bezugsquelle: Paris, Maison Coussinet, 43 rue Richer.



Viktor Tilgner †.

Der Schöpfer des Wiener Mozartdenkmals.

Nachdruck verboten.

Am 21. April d. J. wurde das lebensvolle, prächtige Mozartdenkmal in Wien enthüllt, nachdem sein Schöpfer, Viktor Tilgner, der an diesem Kunstwerke mit wärmster Begeisterung jahrelang gearbeitet und den glänzendsten Beweis seiner Meisterhaftigkeit für monumentale Werke damit erbracht hat, fünf Tage zuvor durch einen Herzschlag getroffen war. Die Haltung der Figur, die den unsterblichen Tondichter in jugendlichem Alter darstellt, ist ungezwungen und natürlich; trotz der steifen Tracht der josephinischen Zeit ist Leben und Bewegung in der Gestalt, die die Genialität des ewig jugendlichen Meisters deutlich zum Ausdruck bringt. Den höchsten Wunsch seines Lebens, die Stadt Wien, an der er mit innigster Liebe hing, mit einem monumentalen Meisterwerke zu schmücken, hat der rastlos schaffende, hochstrebende Künstler somit erreicht, wenn es ihm auch nicht vergönnt war, den Tag der Enthüllung seines Hauptwerkes zu erleben.

In Viktor Tilgner, der in Preßburg am 15. Oktober 1844 als Sohn eines österreichischen Hauptmanns geboren, aber als Kind nach Wien gekommen und durch und durch ein Wiener geworden war, hat die österreichische Hauptstadt ihren bedeutendsten und eigenartigsten Künstler verloren. Sein Wirken und Schaffen war mit seiner zweiten Vaterstadt in den letzten Jahrzehnten so innig verbunden, daß man die Geschichte Wiens jetzt sozusagen an den zahlreichen Bildwerken Tilgners verfolgen kann. Die Zahl der von ihm geschaffenen Porträtbüsten ist riesengroß. Alles, was in Wien künstlerisch oder gesellschaftlich eine Rolle spielte, ist von ihm modelliert worden, und seine lebenswahren, dabei stets malerisch aufgefaßten Figuren, seine unfehlbare Gewandtheit und geniale Leichtigkeit im Schaffen waren geradezu sprichwörtlich. Nicht selten hat er im Zeitraum einer Stunde wohlgelungene Büsten aufgebaut und fertiggestellt. Der weiße Gips mißfiel seinem Auge, und mit besonderer Vorliebe pflegte er das Genre der farbigen Thonplastik, wie er denn als naher Freund Makart's stets einen sehr feinen Sinn für malerische Wirkungen befreundete. Allbekannt sind seine Porträtbüsten der Tragödin Charlotte Wolter, des Walzerkönigs Johann Strauß, des Schauspielers Sonnenthal, des Kunstmäcens Grafen Edmund Zichy, des Tondichters Johannes Brahms, des Symphonikers Bruckner, der Professoren Hebra, Dppolzer u. v. a.

Mit dem berühmten Dppolzer-Grabdenkmal auf dem Centralfriedhof in Wien hatte Tilgner seine Befähigung für monumentale Aufgaben bereits aufs deutlichste erwiesen; die stolze, hohe Frauengestalt, die, das Haupt träumend geneigt, auf die Brustwand den Namen „Dppolzer“ schreibt, wirkt wunderbar ergreifend. Ebenso geistvoll entworfen ist die Brunnengruppe „Triton mit der Nymphe“ im Wiener Volksgarten. Prächtig gelungen sind ferner die „Elässerin“, „Amor als Mars“, und besonders flott und lebendig wirken die meisterhaft ausgeführten Sockelfiguren am Denkmal des Waffenkönigs Wernold in der Stadt Steyer — köstliche Typen aus dem österreichischen Volks- und Soldatenleben! Vielbewundert sind auch seine Kubenstatue vor dem Wiener Künstlerhaus, sein Sitzdenkmal in Dedenburg und das Gummeldenkmal in Preßburg. Fast alle neuen Monumentalbauten

Wiens hat Tilgner künstlerisch geschmückt; so das kunsthistorische Museum mit den Statuen von Schwind, Rauch, Cornelius und Führich, das Hofburgtheater mit den ergötlichen Figuren Fallstoffs, Don Juans und des Wiener Hanswurstes u. s. w.

Tilgner hatte an der Akademie der bildenden Künste in Wien seine Studien vollendet und hier zahlreiche Preise und Auszeichnungen errungen. Aber unbemittelt, wie er war, sah er sich frühzeitig zum Erwerb genötigt und modellierte jahrelang Figürchen für Krippenspiele, später auch Porträtbüsten, die ihn allmählich bekannt machten und ihm schließlich einen Weltruf verschafften. Bestimmend wirkten auf seine künstlerische Entwicklung der Einfluß des französischen Bildhauers Deloys ein, der 1873 nach Wien kam, um an den Vorbereitungen für die Weltausstellung mitzuwirken. Nicht minder förderlich erwies sich die Kunstreise, die Tilgner dank dem kunstsinigen und großdenkenden Baumwollenkönig Baron von Leitensberger im Jahre 1874 in Gesellschaft Hans Makart's nach Italien unternahm konnte.

Außer dem herrlichen Mozartdenkmal, das auf dem etwas kleinen Plage hinter der Wiener Oper leider nicht zur vollen Geltung kommt, hat der verstorbene Meister noch zwei fertige monumentale Werke hinterlassen: das Makartdenkmal für den Stadtpark und das Denkmal für die Gefallenen von Königgrätz, das zur Zeit in Tilgners Werkstatt am Schwarzenbergplatz vollendet wird. Gustav Dahms.

Frauenscönheit im Roman.

Planderei von Dr. Ella Mensch.

Nachdruck verboten.

Schön wie im Roman, „eine richtige Romanschönheit“ — diese und ähnliche Redensarten des gewöhnlichen Lebens bekunden, daß der Roman dem Kapitel „weibliche Schönheit“ ein besonders liebevolles Studium zu widmen pflegte. Kern- und Hauptthema der meisten Romane älterer und neuerer Zeit ist ja die Liebe, und deren stärkste Bundesgenossin ist die Schönheit; beide Begriffe gehören für die große Mehrzahl des Publikums unzertrennlich zusammen. Die Heldin, welche die Liebe des Helden gewinnt, muß in einem Roman guten, alten Schlags hervorragend schön sein, denn das ist die Eigenschaft, der sie in den Augen der weitaus meisten Leser hauptsächlich den Sieg über ihre Konkurrentinnen verdankt. Daneben giebt ihr der Autor dann wohl auch noch eine Menge anderer liebwürdiger Züge, aber diese stehen erst in zweiter Linie und tragen nur zur Erhöhung des Gesamtbildes bei. Tugend und sittlicher Wert geben einem Wesen beim Großen des Lesepublikums noch lange nicht die Berechtigung, eine Rolle in einer Liebesgeschichte zu spielen. „Man muß die an der Seele haftende Schönheit für kostbarer halten als die leibliche,“ sagt zwar schon der weise Plato, aber kein Romanschriftsteller älter

Schule macht von dieser Weisung Gebrauch. Richardson's „Pamela“, die in England die Serie der Familienromane eröffnete, übt nicht nur durch ihre Tugend den großen Einfluß auf den Sohn ihrer Gebieterin, der sie erst zu seinem Spielzeug und dann zu seiner Frau begehrt, sondern vornehmlich durch die körperliche Schönheit, durch die Anmut und Frische ihrer Persönlichkeit. Und Walter Scott gleitet über die äußere Erscheinung der Menschen niemals rasch hinweg, sondern behandelt sie stets mit peinlichster Sorgfalt. Seine Frauen sind ausnahmslos schön, bei jeder wird über Statur, Gesichtsfarbe, Bildung des Kopfes, Farbe des Haares und der Augen, Schmuck und Gewandung mit aller Umständlichkeit berichtet.

Zu auffallendem Gegenjag zu dieser eingehenden Detailschilderung des englischen Romans steht die feine, diskrete Zurückhaltung, die z. B. Goethe über die äußere Erscheinung der Frauen in seinen Romanen beobachtet. Wir können wohl ohne weiteres annehmen, daß auch Lotte im „Werther“, sowie Charlotte und Ottilie in den „Wahlverwandtschaften“ in die Klasse der schönen Frauen gehören. Aber der Dichter macht hiervon nicht viel Aufhebens, verweilt vielmehr mit größerer Vorliebe bei den Eigenschaften des Gemüths und Charakters. Als Werther Lotte gesehen, faßt er den Eindruck ihres Wesens folgendermaßen zusammen: „Ich fand so viel Charakter in allen, was sie sagte, ich sah mit jedem Wort neue Reize, neue Strahlen des Geistes aus ihren Gesichtszügen hervorbrechen, die sich nach und nach vergnügt zu entfalten schienen, weil sie an mir fühlte, daß ich sie verstand.“ Bei Goethe muß also im erotischen Leben die ideale Saite immer mitklingen.

Paul Heyse wäre als der feinsüchligste Fortsetzer Goethescher Stimmungspoesie zu nennen. Auch er geht bei der Frauenschönheit vom innerlich Beseelten aus, verwirft die Schablone und vertieft sich in die unerschöpflichen und immer wieder neuen Reize des Individuellen.

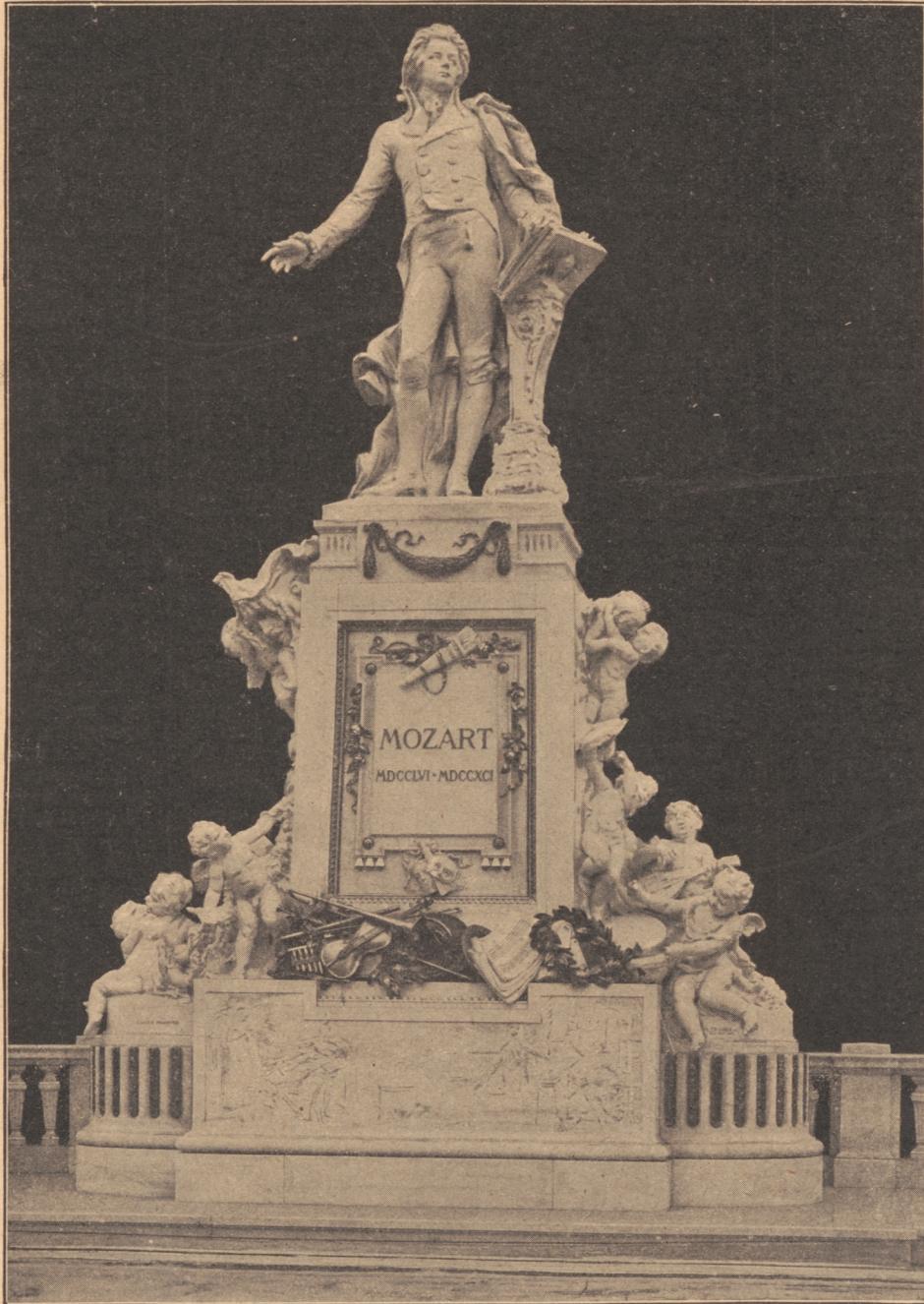
Der auf abenteuerliche Ausnahmefälle abzielende Fabulierroman kennt nur das Klischee, die so und so oft gebrauchte Hyperbel. Dumas und seine Nachtreter kennen daher auch in Sachen der weiblichen Schönheit nur die grobe, auf Fernwirkung berechnete, rein äußerliche Kulissenmalerei.

Uebrigens ist es keineswegs der von Männern geschriebene Roman, der an der Frau diejenigen Eigenschaften in erster Linie betont, die der Durchschnittsmann an ihr zu schätzen gewohnt ist. Gerade der Frauenroman früherer Zeit hat für die Zergliederung der Frauenschönheit einen verhältnismäßig großen Raum übrig und verfährt dabei meistens mit der Naivität des Märchens von der Goldmarie und der Pechmarie. Die körperliche Schönheit findet sich dort noch immer im Bunde mit der seelischen. Wäre aber die supernaturalistische Annahme vom Ursprung des Häßlichen durch das Böse wahr, dann müßten ja auch die Giftschlangen und die Raubtiere prinzipiell häßlich sein, während sie doch sehr oft durch hohe Schönheit und Pracht sich auszeichnen.

Zu einer Umkehrung der Verhältnisse von Schön und Häßlich, Gut und Böse gelangt denn auch sehr bald der Roman, der sich enger mit den hundert Wirklichkeiten des Lebens befreundet und nicht in den Bahnen der süßen Selbsttäuschungen und Illusionen beharrt. Als ein neues Element in der Romanliteratur tritt die Frau mit der Dämonenschönheit, dem Sirenenlächeln und der Vampyrnatur. Bei Turgenjew findet sich dieser Typus in fast künstlerischer Vollendung ausgeprägt.

Der skeptische Roman der modernen Franzosen, der es darauf anlegt, den Dingen den blendenden Schein abzustreifen, faßt die Frauenschönheit zunächst als Toiletten Schönheit. Der Anzug der Weltkame ist für den Kennerblick des Pariseurs keine nebenhächliche Zuthat, sondern ein wesentlicher Bestandteil ihrer ganzen Persönlichkeit, ohne welchen diese überhaupt kaum vorstellbar wäre. Paul Bourget und Guy de Maupassant, die am intimsten in die Geheimnisse des Boudoirs eingedrungen sind, wissen aus der Schule zu plaudern, nicht etwa im Tone des Satirikers Juvenal, der an der defakenten Frauenwelt des kaiserlichen Rom seine bittere Galle ausläßt, sondern mit der unnachahmlichen Grazie des Franzosen, der selbst an den Dingen, die er so eingehend schildert, seine geheime Freude empfindet. So gilt von Maupassant, was er von dem Maler Berlin in dem Romane „Stark wie der Tod“ berichtet: „Er kannte die Fragen der Mode und der Toilette gleichwie die weiblichen Bedürfnisse bis in die geringsten Einzelheiten ebenso genau wie die Frauen selbst; er teilte darum ihre Empfindungen auch, und so oft er in einen Verkaufsladen trat, in dem die anmutigen und feinen Hilfsmittel der Schönheit feilgeboten wurden, empfand auch er den Genuß, der bei solchen Gelegenheiten das Herz der Frau durchströmt.“

Weil die Frauenschönheit lange Zeit als ein so ausschlaggebender Faktor bei der Zuertheilung einer führenden Rolle im Roman angesehen wurde, war von diesem Gesichtspunkt aus eine ganze, große Klasse weiblicher Wesen nicht literaturfähig. Erst jetzt, wo die belletristische Bewegung endlich eine radikale Tendenz zur Wahrheits- und Wirklichkeitsdarstellung genommen, beginnt man auch, den farblosen Schönheitskultus zu beseitigen, zumal da man sich davon überzeugt hat, daß sowohl die absolute Schönheit wie die absolute Häßlichkeit nur Ausnahmerscheinungen sind und daß nicht die äußere Gestalt, sondern die Durchschnittsverhältnisse unsres Mikros das Lebensbild beherrschen.



Tilgners Meisterwerk: Das Mozartdenkmal in Wien.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Sierzu koloriertes Stahlstich-Modenbild „Juni“ und Seite 273—276.

Kunstfälschungen.

Von A. Kummig.

Nachdruck verboten.

In unsern Groß- und Mittelstädten, in Bädern und Sommerfrischen, an Orten, wo man dies kaum vermuten sollte, hat der Antiquitätenhändler sein wohlfortiertes Lager aufgeschlagen. Wenn er heute das romanisch geschnitzte Elfenbeinhorn Heinrichs des Löwen verkauft hat, so kann man kühn darauf wetten, daß er in etlichen Wochen ein neues Horn des edlen Heinrich losschlägt. Wollte man alle diese auf den Namen Heinrich des Löwen getauften Hörner zusammenzählen, so würde ein kleines Museum herauskommen und der edle Welse als der passionierteste Sammler von reich geschnitzten Elfenbeinhörnern erscheinen, während er doch wahrscheinlich wichtigerere Dinge zu thun hatte, als sich solchen Liebhabereien hinzugeben.

Gewiß, es giebt sehr ehrenwerte Antiquitätenhändler, die zudem ein feines künstlerisches Verständnis besitzen und zwischen schönem und mäßigem, wertvollen und wertlosen Leistungen der Vergangenheit ebenso scharf zu unterscheiden wissen, wie zwischen echten und unechten Gegenständen. Aber es giebt auch viele Leute in dieser Kunst, die lediglich darauf spekulieren, daß die Dummen nicht alle werden, und mit großer Beredsamkeit den wertlosesten Kram und die mit Bewußtsein angefertigte Fälschung an den Mann zu bringen wissen.

Ja, gefälscht wird heute mit einer Vollkommenheit, daß selbst der Kenner zuweilen kaum in der Lage ist, den Betrug zu entdecken. Man versteht die geschnitzte Elfenbeinarbeit gelb zu machen, als sei sie etliche Jahrhunderte alt; man giebt den getriebenen Silberarbeiten auf galvanischem Wege eine Altvergoldung, die ganz den milden Ton vielhundertjähriger Objekte besitzt; man patiniert die Bronzen und die alten Waffen; man schnitzt volle Figuren und Reliefs aus altem, wärmstichigem Holz; man fertigt Schränke und Truhen im Charakter der Gotik und Renaissance und giebt dem Holzwerk Ritze und Sprünge, als ob die Zeit diese Verwüstungen angerichtet; man fälscht in Email, insbesondere in Limousiner Email, in Porzellan und Glas, in Handschriften und Miniaturen — kurz, in allen Objekten, welche die Sammlerlust erregen können. Geht man nicht so weit und hütet man sich, allzu nahe jener Grenze zu kommen, jenseits deren der Betrug beginnt, so wird wenigstens zusammengestellt oder mit andern Worten: irgend ein erhalten gebliebener Teil eines Gegenstandes, beispielsweise der echte Flügel eines alten Tryptichons, wird einem neuen Gegenstande, also in diesem Falle einem neuen Tryptichon eingefügt und nun das gesamte Werk in Farbe oder Patina derart harmonisiert, daß ein Unterschied zwischen dem Neuen und der alten Zuthat nicht mehr zu erkennen ist. Selbst in der berühmten Spitzerschen Sammlung, die vor zwei Jahren in Paris versteigert wurde und die den Ertrag von 9 563 327 Franken brachte, kamen solche „verschlimmbesserten“ Gegenstände vor.

Unter solchen Verhältnissen liegt die Frage nahe, warum in dieser Weise gefälscht wird. Wenn die Geschicklichkeit der Fälscher so groß ist, daß sie selbst vorzüglichen Leistungen der Vergangenheit Ebenbürtiges hinzufügen können, so wäre es wohl einfacher, offen zu gestehen, daß es sich um eine gute, neue Arbeit handelt, für die doch auch ein hoher oder wenigstens ein annehmbarer Preis gezahlt wird. Aber die Sache liegt erheblich anders: der antiquarische Wert entscheidet. Je älter ein Gegenstand ist, um so größer wird er in seinem Werte geschätzt, gehört er doch zu den Zeugnissen der Entwicklung, die ein Volk erlebt hat. Auf diesem Standpunkte zu stehen, hat der Kunsthistoriker und insbesondere der Archäologe ein gegünstigtes Recht, nicht aber steht dem großen Kreise des Publicums dieses Recht zu, denn hier handelt es sich um sachwissenschaftliche Thätigkeit, die, falls sie von Erfolgen begleitet sein soll, ein großes Maß einschlägiger Vorbildung bedingt.

Leider wird in weiten Kreisen der vom Sammelsport ergriffenen Enthusiasten jene weise Beschränkung nicht geübt und in blindem Vertrauen alles gekauft, was nur recht alt, patiniert und verbeult aussieht. „Alt“ — heilige Ehrfurcht durchschauert den Sammler. Ob der Gegenstand auch wirklich schön ist — wer fragt danach? Was alt ist, muß auch schön sein — das ist die Logik.

Gerade in dieser seltsamen Logik liegt eine hohe Gefahr für unser Kunstgewerbe und für den öffentlichen Geschmack. Wenn der redlich schaffende Kunstgewerbetreibende einer Klasse von Leuten zu dienen hat, die „alt“ und

„schön“ für identisch halten, dann nützen ihm die besten Absichten und das gediegenste Können nichts, denn die „alten“, gleichwohl künstlerisch wertlosen Objekte werden den seinen vorgezogen. So findet er für seine Arbeit nicht den genügenden Lohn, der ihn zu frohem Weiterstreben anspornt. Und so liegt denn in diesem Antiquitätenchwandel, der gerade in der neuesten Zeit einen so gewaltigen Umfang angenommen hat, für das moderne Kunsthandwerk eine niedererschmetternde Konkurrenz, die beseitigen zu helfen ein jeder sich bemühen sollte.

Wie aber, so wird man fragen, ist es gekommen, daß „alt“ und „schön“ in weiten Kreisen für identisch erklärt werden konnten? Nun, einen Teil der Schuld tragen die nach dem Jahre 1871 in dem aufblühenden Deutschland errichteten Kunstgewerbemuseen. Sie haben ihre Aufgabe leider zu sehr nach der historischen, zu wenig nach der kunsthandwerklichen Seite aufgefaßt. Das Publikum ist nach diesen Museen hingewandert und hat gesehen, wie hier das Alte in einem ganz ungewöhnlichen Maße verehrt wurde. Und das Publikum hörte in Vorträgen nur Preis und Lob über die Leistungen aus der Vorväter Tagen. Daß in den Tagen des Mittelalters und der Renaissance nicht jegliche handwerkliche Arbeit musterergütig und vollkommen war, wurde nicht gesagt, und ebensowenig, daß nicht jeder biedere Bürger in köstlichem Gemach, reich geschmückt mit geschnitzten Paneelen, intarsierten Truhen, silbernen Humpen und sonstigem Zierat, wohnte. So wurde geradezu ein falsches Bild von Mittelalter und Renaissance dem Publikum gegeben, und dieses mußte notwendigerweise zu der Annahme gelangen, daß damals nur Bedeutendes, nur Ausgezeichnetes, nur Mustergültiges geschaffen worden ist, dessen Reste unbedingt angekauft werden müssen, wenn sich solche noch bis auf unsre Zeit erhalten haben.

Und diese Anschauung hat sich so mancher Antiquitätenhändler erfolgreich zu Nutzen gemacht: unter der Anpreisung „Renaissancegegenstand“ wird heute fast jeder Schund zu hohen Preisen angekauft. Mächte allerseits gegen diesen Unfug energisch angekämpft werden, auf daß dem ehrlich schaffenden Kunsthandwerker der Lohn für seine Arbeit nicht entzogen wird und ihm Lust und Liebe zu seinem Handwerk gewahrt bleiben!

Neue Toiletten und Umhänge.

(Siehe Fig. 1—5.)

Ältere Damen, die sich zuweilen beklagen, daß sie von der Mode nicht mit gleicher Sorgfalt bedacht würden wie die jüngeren Damen, werden die für sie bestimmte, den verschiedensten Zwecken dienende Toilette in Fig. 1 wohl zu verwenden wissen; sie vereint Kleidbarkeit mit gediegener Einfachheit und ist in Prinzessform aus dunkelblau und schwarz melierter, glanzreichem Wollstoff gearbeitet. Das Kleid hat vorn einen Einsatz aus dunkelblau und schwarz gestreiftem Sommerammet und ist seitwärts auf den tiefen Falten mit Taschenpattem aus Sammet versehen, denen elegante, blauschillernde Perlmutterknöpfe aufgesetzt sind. Die mit Sammet-Medizistragen abgeschließende Taille hat vorn einen von Sammetaufschnitten begrenzten, in breite Falten geordneten Einsatz aus heller Seide. Die Aufschnitte setzen sich auf den Schultern fort und gestalten sich hier zu breiten, eckigen, hinten nochmals geschlitzten Spauletten. Die mäßig weiten Keulenärmel schließen mit Sammetaufschnitten, die mit Knöpfen verziert sind, ab. — Der Kapott-Hut aus schwarzem Phantasiegesteich ist mit dunkelblauen Schleifen, schwarzem Reiter und gelben Kisten geziert.

Sehr hübsch und neu ist die aus drei Volants bestehende kurze, für junge Damen geeignete Pelierine in Fig. 2. Es ist für sie 16 Cent. breite, nur leicht gemusterte, schwarze Taillspitze verwendet, von der ca. 40 Meter zur Herstellung der Pelierine erforderlich sind. Die Spitze ist fein plüschiert und einer aus schwarzem Taffet gebildeten, am Rande ausgeklagelten Grundform angehängt. Den obern Abschluß bildet eine stehende Tolle aus plüschierter, schwarzer Spitze über einer gleichen Tolle aus cremefarbener, unplüschierter Spitze, die vorn jabotartig herunterfällt. Hinten und seitlich schmiegen sich in die Rüsche hochstehende Deisen aus schwarzem Atlasband, und ein gleiches, in Puffen geordnetes Band, das vorn mit langer Schleife schließt, deckt den Ansatz der Rüsche.

Guipürespitzen sind zur Zeit ein Lieblingskind der Mode, wie dies die reiche Garnitur der anmutigen Toilette Fig. 3 zeigt, die sich vortrefflich für Gartensitze u. s. w. eignet. Sie besteht aus einem coru-farbenen, blaugemusterten Etamierrock und einer hellblauen Surahbluse, die vorn mit einer breiten Quetschfalte und großen Knöpfen aus Rheinkieseln versehen ist. Ihren weiteren Schmuck bildet gelbliche, starke Guipürespitze, die zu dem breiten Gürtel mit auslaufenden Zacken, den breiten, eckigen, etwas geschweiften Spauletten, dem Stehragen und den Verzierungen der Ärmel verwendet ist. Die engen Ärmel sind oben mit kurzen, breit ausfallenden Puffen gearbeitet. — Der Hut aus beigegefarbtem Strohgesteich ist mit aufrechtstehenden, schwarzen Bandschleifen und einem vollen Rosenkranz geschmückt.

Ganz neu in der Form und für junge Frauen zu Visiten sehr geeignet ist das niedliche Mantel Fig. 4, das aus schwarzer Faille, gelblicher Spitze, schwarzem und gelbem, gebranntem Chiffon und hellem Band zusammengesetzt ist. Rücken- und Vorderteile aus Faille sind mit Stickerei und Spitzenapplikation versehen und im Taillenabschluß blusenartig unter einem Bandschleife geschlossen, der vorn mit einer Schleife geschlossen ist; unter dem Gürtel fällt hinten ein krauser Schoß hervor, der wie die kurzen, pelierinenartigen Ärmelteile aus Faille mit einem schwarzen und hellen Chiffon, sowie einer schwarzen Rüsche verziert ist. Auf den Ärmelteilen wiederholt sich die Garnitur noch einmal, während der dazwischenliegende Raum mit einer Bordüre von Spitzenapplikation geschmückt ist. Den Halsausschnitt begrenzt ein vorn spitz verlaufender Medizistragen, dessen Innenseite mit Spitzen garniert ist. — Der Hut aus schwarzem Phantasiegesteich ist mit einer schmalen Spitzenrüsche, mit cremefarbenen Gazeplüsch, Rosen und schwarzen Federn geziert.

Voll duftiger Fritsche ist die für junge Mädchen bestimmte sommerliche Toilette Fig. 5. Das einfache Blumenkleid aus weißem, blau gemustertem Batist ist mit einem Fichu aus weißem Batist geziert, das in ersichtlicher Weise mit gelblicher, stark gekräuselter Spitze umrandet ist. Das Fichu bildet hinten einen faltigen, runden Kragen, kreuzt sich über der Brust und fällt vorn zu beiden Seiten, durch einen blauen Bandschleife gehalten, in langen Enden hernieder. Die Ärmel sind am Handgelenk mit Spitzenfransen umgeben. — Den runden Hut aus Phantasiegesteich schmücken Spitzenrüschen und rosa Rosen.

Bezugquellen: Paris, Maison Coussinet, 43 rue Richer; Fig. 4, 5; Mme. Brun-Cailleux, 48 rue de la Victoire; Fig. 1, 3; Berlin, Rudolph Herzog, Breitenstraße 15; Fig. 2.



Fig. 1—5.

Braut-Seidenstoffe

weisse, sowie schwarze und farbige jeder Art zu wirklichen Fabrikpreisen unter Garantie für Aechtheit und Solidität von 55 Pf. bis M. 15 p. M. porto- u. zollfrei ins Haus. Beste und direkteste Bezugsquelle für Private. Tausende v. Anerkennungschriften. Muster frei. Doppelt. Briefporto nach d. Schweiz. **Adolf Grieder & Cie.** Seidenstoff-Fabrik-Union, **Zürich** Königl. Spanische Hoflieferanten.

F. Wolff & Sohn's Toiletteseifen sind die besten zur Erhaltung einer zarten weissen Haut.



Indische Blumenseife hochfeine Toiletteseife 50 Pf. p. St.

PALMITIN-SEIFE neutral - gut - billig. für Familien und Kinder. Das Stück à 25 Pf. in allen Städten Deutschlands. **F. Wolff & Sohn, Karlsruhe.** Filiale: Wien I, Kollnerhofgasse 6.

Jünger & Gabyard Berlin **Riviera-Parfüm-Quintessen** Violette odoratissima vera. Wie ein frischer Strauss dieses Edelsten aller Veilchen köstlich und anhaltend duftend in Rocofofl. M. 150-M. 2-M. 3-M. 5 in d. ersten Parfüm- u. Droghand Preisliften kostenfrei.

Congo-Socken gegen Schweißfüße, für Touristen die größte Wohlthat, verhindern d. Wundwerden d. Füße, bleiben stets weich, gehen nie ein. Seit 20 Jahren mit Erfolg eingeführt. Versand v. 1/2 Dhd. ab gegen Nachnahme für kleine, mittlere und große Füße. Dg. Paar fein N. 13., mittelstark N. 14., stark N. 15. Nichtteigende Congo-Socken, -Hosen und -Juden zu Fabrikpreisen. **Hernsdorf-schwarze Strümpfe** aus eigener Strickerlei zu Fabrikpreisen. Fußl. cm 14 16 18 20 22 24 26 D. I. Dg. P. 5.40 6.60 7.80 8.60 9.- 10.- 11.- D. II. Dg. P. 9.50 11.- 13.- 14.- 15.- 15.50 16.- **M. V. Jaeger, Chemnitz.** Weltbekanntes, seit 1861 begründetes Werdungs- u. Fäbriks-Geschäft „Nägerhaus“. Chemnitz Strumpfwaaren zu Engros-Preisen.

Musikinstrumente Beste und billigste Bezugsquelle für Violinen, Bratschen, Cellos, Contrabässe, Flöten, Clarinetten, Cornets, Trompeten, Signalmörner, Trommeln, Zithern, Accordzithern, Gitarren, Mandolinen, Ocarinas, Symphonions, Orphenions, Aristons, Piano-Melodico, Phonix, Harmonikas, Mundharmonikas, Pianinos, Drehpianos, Harmoniums, Musikautomaten, allerbeste Saiten, Stimmgabeln, Metronome, Notenpulte. Noten zu allen Instrumenten. **Jul. Heinr. Zimmermann,** Musikexport, Leipzig. Neue illustrierte Preisliste gratis!

Damen! die einen größeren Bekanntheitskreis besitzen, erhalten lobenden Nebenverdienst durch Verkauf von Damenkleiderstoffen u. i. w. nach Muster an Private. **Paul Louis Jahn,** Fabrik u. Versandgeschäft, Greiz 55. **Mandelkleie mit Veilchengesuch** macht die Haut geschmeidig und erhält den Teint jugendfrisch. Vollständiger Ersatz für Seife und Puder. Alleinige Erzeuger: **A. Motsch & Co** WIEN, I. LUGECK N° 3. Generaldepot bei **J. Prochownik,** Berlin SW., Ritterstr. 48.

Schering's Condurango-Wein findet in neuerer Zeit bei chronischen Magenleiden, **Magenkatarrh (Magenkrampf)** als Linderungsmittel weitgehendste Anwendung. **China-Wein rein und mit Eisen.** Vorzüglich im Geschmack und in der Wirkung. Als ausgezeichnetes Mittel v. Aerzten bei **Nervenschwäche, Bleichsucht** u. besond. für **Reconvalescent** empfohlen. Preis für beide Präparate per Fl. 1.50 u. 3 Mk., bei 6 Fl. 1 Fl. Rabatt. **Schering's Grüne Apotheke** Berlin N Chausseestr. 19. Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und grösseren Droghandlungen.

Das beste u. berühmteste Toilettepuder **VELOUTINE FAY** EXTRA POUDE DE RIZ mit **BISMUTH** zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Canfield Schweissblatt. Nahtlos. Geruchlos. Wasserdicht. Unübertreffliches Schutzmittel für jedes Kleid. **Canfield Rubber Co.,** Hamburg, Pickhuben 5. Wien, I., Liebenberggasse 7, Paris, Boulevard Sebastopol 50. Nur echt mit unserer Schutzmarke „Canfield“.

Gesetzl. Geschützte Handels-Marke. **“MAIZENA”** Alleinige Fabrikanten **The NATIONAL STARCH MANUFACTURING COMPANY** NEW YORK, V. S. Unübertrefflich z. Herstellung von Puddings, Torten, Mehlspeisen. Für Suppen u. Saucen. Das beste Nahrungsmittel für Kinder und Kranke. Überall Vorräthig.

Schweizer Seide ist die Beste! Verlangen Sie Proben unserer Seidenstoffe in schwarz, weiss oder farbig von 55 Pfg. bis 18 Mark per Meter. **Foulards, Chinés und Rohseide** von **95 Pfg.** bis Mk. 6.85 per Meter. Wir senden die gewählten Seidenstoffe porto- und steuerfrei in die Wohnung in jedem beliebigen Quantum. **Schweizer & Co., Luzern,** Seidenstoff-Export.

EINE GARANTIE MIT JEDEM PAAR. **KLEINERT'S ARMBLÄTTER** SIND DIE BESTEN. Bezahlung jeder toilette, welche durch diese Armbblätter nicht vollständig geschützt wird.

Seidenstoffe direct an Private — ohne Zwischenhandel — in allen existirenden Geweben und Farben von 1 bis 18 Mark per Meter. Bei Probenbestellungen Angabe des Gewünschtesten erbeten. Deutschlands grösstes Specialhaus für Seidenstoffe u. Sammete **Michels & Cie.,** Königl. Niederl. Hofliefer., Berlin, Leipzigerstr. 43.

Hotel und Kuranstalt **Weissbad** Appenzel J.-Rh. 820 M. über Meer am Fuss des Säntis. Standquartier für genussreiche Gebirgstouren, komfortabel eingerichtet, grossartige Parkanlagen, reizende, geschützte, staubfreie Lage. Bekannt für gute Küche und reellen Keller. Telegraph und Telephon im Hause. Prospekte gratis. Bescheidene Preise. Omnibus bei allen ankommenden Zügen am Bahnhof. **Familie Inauen, Propr.**

NORDSEEBÄDER WESTERLAND UND WENNINGSTEDT auf **SYLT** Im Besitz der Gemeinde Westerland. Direction: Oberlieutenant a. D. von Schöler. Stärkster Wellenschlag der Westküste. Heilkräftigstes Seebad Deutschlands. Unvergleichlich schöner Strand. Sommer- und Rundreisefahrkarten auf allen grösseren Stationen. Prospekte mit Angabe der Reiserouten sowie der Fahrpreise versendet gratis die **SEEBADE-DIRECTION IN WESTERLAND-SYLT.**

Das Fleisch-Bepton der Compagnie Liebig ist wegen seiner ausserordentlich leichten Verdaulichkeit und seines hohen Nährwerthes ein vorzügliches Nahrungs- und Kräftigungsmittel für Schwache, Blutarme und Kranke, namentlich auch für Magenleidende. Hergestellt nach Prof. Dr. Kemmerich's Methode unter steter Kontrolle der Herren Prof. Dr. M. von Pettenkofer und Prof. Dr. Carl von Voit, München. Käuflich in Dosen von 100 und 200 Gramm.

FRAY-BENTOS OCHSENZUNGEN IN BLECHDOSEN VORZÜGLICHE QUALITÄT

Preciosa Cigaretten zierlich und fein mit echtem Goldmünzstück empfiehlt **Compagnie Laferme** Dresden.

Krankenfahrräder, bequem, leicht handlich, solid gebaut und von geschmackvollem Aussehen, liefert in verschiedenen Systemen und Größen zum Preise von 36—250 Mark die **Dresdner Kinderwagenfabrik G. E. Höfgen, Dresden N.,** Königsbrückerstr. 56. Ausführliche illustrierte Kataloge auf Verlangen gratis und franco.

Triumph Monogramm Presse. Zum Selbststempeln von Briefbogen, Couverts u. s. w. Mit überraschender Schnelligkeit erhält man ein schön geprägtes Monogramm. Schönes Gelegenheits-Geschenk. Bei Bestellung wolle man gefälligst die Buchstaben angeben, welche im Monogramm gewünscht werden. Preis mit elegantem Carton 2 Mk. Versand gegen Posteingahlung oder Nachnahme durch **A. Grotzcher in Giessen.** Für Schneiderinnen und Arbeitslehrerinnen. In einer gr. Stadt an d. Schweiz. Grenze ist eine sehr gut rentirende, bestfrequentirte **Schule für Kleidermachen** zu verkaufen. Sichere Existenz für eine oder zwei Damen. Offerten sub **S. A. 270** an **Rudolf Mosse, Basel.**

Am Smyrna-Handarbeiten herzustellen, bediebt die **Firma Meyer & Vialon, Kassel** erfundenen Methode, gefelich geschäft unter Nr. 45885. Muster sind gleich vorgezogen, vorräthig in allen Größen für Kissen, Kissen, Teppiche, Borden u. c., erhältlich in allen besseren Tapissier-Geschäften.

Einziges Etabliss., welches in Paris mit d. gold. Medaille ausgez. wurde. **Pariser Mieder (Corsets)** Madame **M. WEISS (aus Paris)** Wien, I., Neuer Markt 2. Preise der Mieder: 10 fl. aufwärts. Bei Bestellung durch Korrespondenz erbittet man das Maass in Centimet. von: 1. Ganzer Umfang von Brust u. Rücken unter den Armen genommen, 2. Umfang der Taille, 3. Umfang d. Hüften, 4. Länge von unter dem Arm bis zur Taille. Das Maass ist am Körper über das Kleid zu nehmen, ohne abzurechnen. Postversendungen nur gegen Nachnahme oder Vorauszahlung.

Damen-Reit- und Radfahr-Costume präparirt. Hefert in merktant besser und praktischer Ausführung das Sport-Geschäft von **Albert Ehrich,** Berlin SW., Kochstraße 11. Meterweis. Verkauf v. Damen-Loben u. Chemis.

Carl Schmidt Berlin W., Taubenstr. 23, empfiehlt seine weltberühmten **Stoffbüsten** zur Anfertigung der **Costüme.** Spez.: Büsten für jede Körperform. **Keine Anprobe.** Neuer illustrirter Haupt-Katalog A umsonst u. postfrei. Man hüte sich vor wertlosen Nachahmungen.

Sommersprossen verschwinden binnen 10 Tagen vollständig. Dose 3 Mk. **Adlerapotheke, Dresden.** **Für Hausfrauen!** Annahme alter Wollfäden aller Art gegen Lieferung von Kleider-, Unterrock- und Mantelstoffen, Damentuchen, Buckskins, Strickwolle, Portieren, Schlaf- und Teppichdecken, in den neuesten Mustern zu billigen Preisen, durch **R. Eichmann, Ballenstedt a. H.** Leistungsfähigste Firma! Käufer umgehend frei.

Lohse's La Violetta-Muguet

Taschentuch-Parfüm — Seife — Puder — Toilette-Wasser — Riechkissen.

Hervorragende Neuheit!! Eine glückliche Vereinigung der beiden edelsten Blüthendüfte, des italienischen Veilchens mit dem köstlichen Maiglöckchen zu einem Bouquet von überraschender Feinheit und Fülle des Aromas.

45/46 Jägerstr., Berlin. **GUSTAV LOHSE** Berlin, Jägerstr. 45/46.
Königlicher Hoflieferant.
Käuflich in allen Parfümerien, Drogerien und Apotheken, sowie bei allen Coiffeuren des In- und Auslandes.

Tragt Wagners Echtes Deutsches Merino (Echte Deutsche Vigogne).

Gesundheitlich die besten, im Tragen die angenehmsten und im Gebrauch die billigsten Strickgarne, Unterkleider, Socken, Strümpfe, Kindersachen, Flanelle etc.

sind die aus dem echten deutschen Merino (echte deutsche Vigogne) von **Wagner & Söhne in Naunhof** hergestellten.

Bestehend aus einer Mischung von bester Wolle und Baumwolle, sind sie unerreichbar haltbar, laufen in der Wäsche und beim Tragen nicht ein und bleiben stets weich und geschmeidig. Erwärmen den Körper ohne ihn zu verweilichen, nehmen den Schweiß gut auf ohne zu kälten und sind dadurch der beste Schutz gegen Erkältung und Rheumatismus und für jede Jahreszeit für Erwachsene und Kinder, für jeden Beruf, auf Reisen, bei Märschen, beim Reiten und bei Ausübung jedes anderen Sports das Vortheilhafteste, was es giebt. Nur echt mit obiger Schutzmarke. **Zu haben in allen besseren Garn- und Wollwaarenhandlungen. Wo nicht vorrätig, wird die nächste Bezugsquelle bereitwilligst nachgewiesen.**

MACK'S DOPPEL-STÄRKE

Eine erste Stelle auf dem Weltmarkt hat sich Mack's Doppel-Stärke im Laufe der letzten 12 Jahre erworben. Dieser Erfolg ist lediglich auf die vorzüglichen Eigenschaften zurückzuführen, durch welche die Wäsche (Kragen, Manschetten, Hemden etc.) mit Mack's Doppel-Stärke so schön wie neu geplättet werden kann. Ueberall vorrätig à 25 Kr per Carton von 1/4 Kilo. Man achte auf den Namen des alleinigen Fabrikanten Heinrich Mack in Alm a. P.

Migränin gegen Kopfschmerzen jeder Art

(Name geschützt)

dargestellt von den Höchster Farbwerken in Höchst. Migränin-Höchst ist in den Apotheken aller Länder erhältlich.

Damen & Herren erhalten franco Muster meiner **LODEN**, für Costume u. Mäntel vorzüglich. **Hermann Scherrer** München: Neuhauserstrasse 3.

Für die Schweiz: St. Gallen zum Kameelhof.

Eisen-Bettstellen für Kinder und Erwachsene, grosse Auswahl in eleganten Formen, ganz zusammenlegbar, in deutschen und englischen Stahldrahtmatratzen, Polstermatratzen jeder Art. Illustr. Preisliste über Bettstellen gratis und franco. **R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik**, Berlin SW., Markgrafenstr. 20, Ecke Kochstr. Wien VI, Mariahilferstr. 11.

Negergarn ist das beste baumwollene Strickgarn. Diamantschwarz und alle Farben echt und nicht gesundheitsschädlich. **NEGERGARN-ESTREMADURA, NEGER-DOPPELGARN** auch in gebleicht aus dem edelsten Material gefertigt. **Gütermann & Co., Waldkirch-Gutach, Baden** Schappe-Nähseide-Fabriken.

Neueste Reform-Seide Peloton-Seide **Aufmachungen: Ideal- u. Juno-Seide.** Paperspulen mit gemusterter Kreuzwicklung. Vervollkommen für den Gebrauch der anerkannt besten Schappe-Nähseide und Maschinenseide, geschmackvoll, billig, leicht und praktisch, nur eine Qualität, — die beste, — auch in Strängen, auf Holzrollen, Kärtchen etc. Zu beziehen durch alle besseren einschlägigen Engros- und Detailgeschäfte.

LIQUEUR PATRONEN Mit J. Schrader's lassen sich von Jedermann sofort feinste Tafel-Liqueure, Bitters und sonstige Haus-Geister, die sonst viel Geld kosten, wie **Chartreuse, Benediktiner, Maraschino, Curacao, Boncamp etc.** (ca. 30 Sorten), in einer den besten Marken gleichkommenden Qualität und enorm billig herstellen. 1 Patr. zu 2 1/2 Lit. Liqueur 60 Pf. — Genaue Gebrauchsvorschrift. — Man verlange Prospekte gratis. **J. Schrader, Feuerbach-Stuttgart.**

SILBER Mod. Tafelsilber etc. Am. Künne, Alfena, Reich versilb. Bestecke. **Blutarme** sollten Dr. Derrnahl's Eisenpulver versuchen. Glänzend bewährt seit 29 Jahren, ist es das beste Kräftigungsmittel, stärkt die Nerven, regelt die Bluteirculation, schafft Appetit und gesundes Aussehen. Alle sind voll des höchsten Lobes; unzählige Dankschreiben Schachtel M. 1,50. Grosser Erfolg nach 3 Schachteln. Allein echt: Kgl. pr. Apotheke z. weiss. Schwan, Berlin, Spandauerstr. 77.

Dr. von Hartungen's Naturheilanstalt Riva am Gardasee. Neueste Nährsalz-Diätetik und Anwendungsform der Massage. Prospekte hierüber gratis. Wochenpreis von 50 M. aufwärts. Vorausbestellung nöthig.

Die Köpfe zerbrechen sich Fleckpulver und Schneiderrinnen, denn das theuere leichte Kleid ist durch Fett, Wein- u. Harzflecke gänzlich ruiniert und alle Mittel dagegen sind nutzlos, aber **Feraxolin**, das wunderbar herrliche **Feraxolin**, entfernt mit gerabezu verblüffender Sicherheit alle diese Flecke, und 500 Mark sind gerettet. — Kostenpunkt 35 oder 60 Pf. In allen Galanterie-, Parfümerie-, Droguenhandlungen und Apotheken käuflich. — **En gros-Lager: Joh. Grollich in Brünn (Mähren).**

Krinochrom von **J. Barthol, Inh. B. Orlich** Berlin, Königsbergerstr. 21a. **Bestes Haarfärbemittel** in Schwarz, Braun, Cendré à Cart. 4.50. Lager b. **Gustav Lohse, Hofl., Jägerstr. 46.** E. Karig, Nachf. Lohmann, Friedenau.

Keine Sommersprossen mehr! Sommersprossen-Pomade. Alleiniges absolut sicheres Mittel zum Entfernen von **Sommersprossen, Sommerbrand und Leberflecken** ohne Unannehmlichkeit. Unfehlbare Wirkung garantiert. — Personen, die ganz schwarz von Sommersprossen gewesen sind, haben die reinste weisseste Gesichtsfarbe erhalten. — Bezug durch Postnachnahme oder Postanweisung zum Preise von M. 5.— per Topf franco bei **Tekniska General-Depötens** Grefgatan 17, Stockholm.

Billigste Bezugsquelle für Teppiche! fehlerhafte Teppiche, Bräckerexemplare à 5, 6, 8, 10 bis 100 M. Prachtatlas gratis! **Sophastoff-Reste** einfarbig u. bunt spottbillig. Proben franco. **Emil Lefevre** BERLIN S. Oranienstr. 158.

Linoleum „Henel“ Einfarbig ca. 2 mm stark, qm 1,60 M. Gemustert „2“ „ „ 1,80 „ Einfarbig „3“ „ „ 2,30 „ Einfarbig „3 1/2“ „ „ 2,85 „ Gemustert „4“ „ „ 3,30 „ Granit ca. 4 mm in durchgeh. Must. tritt sich nie ab, qm 4,25 M. Extrabreites englisches Linoleum 366 ctm (4 engl. Yards) breit: Einfarbig ca. 4 mm stark qm 3,70 M. Gemustert „4“ „ „ 4,60 M. Läufer und Teppiche in allen Grössen, **Julius Henel** vorm. C. Fuchs, Lieferant mehrerer Höfe. **BRESLAU, Am Rathhause 24-27.**

Eisenmagnesia-Pillen bei Blutmangel. Das beste aller Eisenmittel in allen Apotheken käuflich per Dose Mk. 1,50. ca. 200 bis 240 Stück. Apotheker Kiremann-Ottensen-Hamburg.

Was ist Kefyr? Interessante Broschüre versendet umsonst. Erste kaukasische Kefyranstalt **Breslau, Zwingenstr. 22.**

Echte Briefmarken. 100 überseeische M. 2.— 50 orientalische „ 1,50 8 Columbus „ 1,75 Alle verschiedenen! Porto extra! Preisliste kostenfrei! **CARL GEYER & CO., AACHEN.** Briefmarken-Grosshandlung.

Glafey-Schnellputzpulver bestes Putzmittel für alle Metalle; wirkt schnell, gibt schönsten Glanz, ist billig. Höchste Auszeichnungen, darunter goldene Medaille Lübeck 1895. **Heirathsgesuch.** Reiche katholische Witwe oder Wittve ohne Kind von einem wohlhabenden höheren Beamten, Mitte 30, zu beirathen gesucht. Vermittler verbeten. Gef. Offerten unter **J. 961** an **Rudolf Mosse in Mannheim.**

Oettinger & Co. Zürich Modernste Seidenstoffe. Exquisite Sortimente. Billigste Fabrikpreise. Muster franco. Modell gratis. Fabrikat für alle Zwecke farben. **Piolet** Pflege der Haut u. Schönheit des Teints: **ROYAL THRIDAGE SEIFE VELOUTINE SEIFE** zu haben in allen Parfümerie- u. Coiffeurgeschäften.

LANOLIN Toilette-Cream als Unübertroffen zur Schönheitsmittel und Hautpflege. **LANOLIN** In den Apotheken und Drogerien. In Dosen à 10, 20 u. 60 Pf., in Tuben à 40 u. 80 Pf.

Seit dem Jahre 1868 wird **Berger's medicinische THEERSEIFE**, die an Kliniken und von vielen praktischen Aerzten erprobt wurde, nicht nur in Oesterreich-Ungarn, sondern auch in Deutschland, Frankreich, Russland, den Balkanstaaten, der Schweiz etc. gegen **Hautleiden**, insbesondere gegen **Hautausschläge verschiedener Art**, mit bestem Erfolge angewendet. Die Wirkung der Berger'schen Theerseife als hygienisches Mittel zur Entfernung der Kopf- und Bartschuppen, zur Reinigung und Desinfection der Haut ist gleichfalls allgemein anerkannt. **Berger's Theerseife** enthält 40% Holztheer und unterscheidet sich wesentlich von allen übrigen Theerseifen des Handels. — Zur Verhütung von Täuschungen begehre man ausdrücklich **Berger's Theerseife** und achte auf die hier abgedruckte Schutzmarke. Bei hartnäckigen Hautleiden wird an Stelle der Theerseife mit Erfolg **Berger's medicinische Theer-Schwefelseife** angewendet. Als mildere Theerseife zur Beseitigung aller **Unreinheiten des Teints**, gegen Haut- und Kopfausschläge der Kinder, sowie als unübertreffliche kosmetische **Wash- und Badeseife** für den täglichen Bedarf dient: **Berger's Glycerin-Theerseife**, die 35% Glycerin enthält und fein parfümirt ist. Preis per Stück jeder Sorte 60 Pf. oder 35 Kr. sammt Gebrauchsanweisung. Zu haben in allen Apotheken der öst.-ung. Monarchie u. in den meisten Apotheken des Deutschen Reiches.